

3 Philosophische und agrargeschichtliche Auffassungen im Altertum

Das im vorliegenden Kapitel dargelegte Themengebiet erfordert hinsichtlich der zeitlichen und der geographischen Orientierung eine klare Definition. Das heutige Mitteleuropa, b.z.w. das heutige Deutschland, ist in der Geschichte ein geographisches Gebiet, in dem zahlreiche Bevölkerungsgruppen lebten. Die vergleichsweise wenigen Schriften und Hinweise zur germanischen Kultur sind zudem stets durch römische oder griechische Autoren übermittelt worden. Römer und Griechen standen durch einen Kulturaustausch miteinander in Verbindung. Mit dem Vorstoß der Römer gelangte auch ihre Kultur in das germanische Gebiet. Im landwirtschaftlichen Bereich waren die Römer gewissermaßen Pioniere, während die Philosophie der vorchristlichen Jahrhunderte in erster Linie von den Griechen geprägt war. Da die Germanen von beiden Völkern beeinflusst waren, werden Letztere in der vorliegenden Arbeit gemeinsam behandelt. Zur Vereinfachung der bei Griechen und Römern unterschiedlichen Zeit- und Epochenbezeichnungen wird im vorliegenden Kapitel eine einfache Benennung der Jahrhunderte verwendet.

Die gesichtete Literatur beider Themengebiete unterscheidet sich insofern erheblich voneinander, als dass die ersten komplexen Überlieferungen zur Haltung landwirtschaftlich genutzter Tiere hauptsächlich aus der Zeitenwende dokumentiert wurden, während in der Geschichte der Philosophie weitaus ältere Literaturquellen überliefert sind. In der Landwirtschaftsgeschichte lassen sich wiederum aufgrund von archäozoologischen Forschungen zahlreiche Praktiken um Jahrtausende zurückverfolgen, wohingegen sich die Spur der philosophischen Aussagen dort längst verliert. Ein zeitgleicher Beginn der

Gegenüberstellung beider Themengebiete ist demnach nicht möglich, erscheint aber auch im Kontext der gesamten Arbeit nicht zwingend erforderlich.

3.1 Philosophisch- ethische Auffassungen zum Mensch- Tier Verhältnis

In unserem Kulturkreis spielten die griechischen Denker eine herausragende Rolle. Die Griechen hoben sich durch ihre Philosophie von anderen Völkern in z.B. Indien, Persien oder China ab, da sie sich über den Boden religiöser Dogmen hinaus bewegten und die Philosophie neben Politik, Religion und Kunst als selbstständige, auf Erkenntnis ausgelegte Disziplin, betrieben (Nestle, 1922, S.4). Das griechische Denken begann mit metaphysischen Fragen, also mit der Suche nach den letzten Gründen und Zusammenhängen des Seins, die aus naturphilosophischen Betrachtungen hervorgingen. Ziel war es zunächst, die Natur in der Form, wie sie uns in der Außenwelt erscheint, zu erforschen und zu erklären - kosmologisches Problem - und die letzten Gründe des Seins und somit das Wesen aller Dinge zu ergründen - ontologisches Problem (Friedlein, 1992, S.21). Man dachte sich die Welt und das Leben der ersten Menschen gewissermaßen als "vermischt", also ungeordnet und ungeregelt. Die Grundbestandteile Erde, Luft, Himmel und Gestirne mussten sich erst aufbauen, um dann durch die Sonne Licht zu erhalten. Die entstehende Wärme sollte daraufhin die (Ur)- Wasser, welche die Erde bedeckten, austrocknen und trockene Erde hervorbringen. Währenddessen sollten die Lebewesen aus Schlamm entstanden sein, der aus Wasser und Erde gebildet war. Menschen und Tiere sollen durch Einwirkung von Wärme zum Leben erweckt worden sein (Fränkel, 1993, S.294). Fränkel kommentiert dazu: „Für die sog. "Vorsokratiker" ist der Mensch noch ein Stück Natur, er steht nicht der außermenschlichen Welt gegenüber sondern ist ein Glied der einen Welt, er lebt in und aus der einen selben Ordnung die überall herrscht, auch in den Sternen des Himmels" (ebd.). Im Zuge der Klärung kosmologischer und ontologischer Fragestellungen bezogen sich die Griechen im Wesentlichen auf die Stellung des Menschen in der Ordnung der Lebewesen. Der Mensch stand im Zentrum des Denkens. Auch die Auffassung des Menschen als Vernunftwesen hat ihre Wurzeln bei den Griechen, wo die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier durch die Vernunft des Menschen begründet wurde. Ab dem 5. Jahrhundert nahmen die griechischen Mysterienreligionen an Bedeutung zu, zu deren Grundsätzen folgende Gebote zählten: „Den Göttern opfern, die Eltern ehren, die Tiere nicht quälen" (Leggewie, 1968, S.187). Die Grundzüge des griechischen Geistes wurden zunächst in Dichtungen dargestellt. Überlieferungen der Dichter bilden ein Dokument über das Bewusstsein der Griechen und ihrer Selbstanschauung, vor allem die Dichtungen Homers und Hesoids können als Beginn der Philosophie bezeichnet werden.

3.1.1 Philosophie und Dichtung im Zeitraum zwischen 800- 500 v.Chr.

Die Tiergleichnisse des Dichters Homers in den Epen "Ilias" und "Odyssee" sind die ältesten überlieferten Tierdarstellungen in der griechischen Geschichte. Ob die Person Homer tatsächlich gelebt hat, ist umstritten. Fränkel (1993) zieht die Möglichkeit in Betracht, dass die überlieferten Schriften einer gesamten Epoche unter dem Namen Homer zusammengefasst wurden (S.6).

Von und über **Homer (ca. 800 v.Chr.)** existieren keine zeitgenössischen Überlieferungen, man vermag noch nicht einmal die genaue Zeit zu bestimmen, in der er gelebt haben soll. Dennoch dienen die Epen einem ersten Einblick in das Mensch- Tierverhältnis der griechischen Frühzeit. In den homerischen Gleichnissen und Fabeln wurden die verschiedenen Tierarten mit dem Menschen verglichen und dienten der Veranschaulichung menschlicher Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften. Es wurden Heldentaten einzelner Führer oder Heere mit ähnlichen Erscheinungen im Tierleben gleichgesetzt. So findet sich in Homers Epos "Odyssee": *„Wie der Stier unter der Herde bei Weitem am meisten hervorragt, denn er zeichnet sich vor den versammelten Kühen aus, so liess Zeus an jenem Tage den Atriden ausgezeichnet und hervorragend unter den vielen Helden erscheinen“* (zitiert nach Koerner, 1880, S.38). An anderer Stelle dient das Schaf als Symbol. So sollte Odysseus die Reihen der Krieger mustern wie gleich einem *„dichtwolligen Widder, der die große Herde der weissen Schafe durchschreitet“* und das Heer solle dem Führer folgen *„wie die Schafe dem Widder“* (ebd., S.42). Die Betrachtung lag auf den Handlungsweisen von Menschen und Tieren, deren Triebe und Gefühle in bestimmten Situationen als ähnlich betrachtet wurden. Dierauer (1977) folgert daraus: *„Das Gemeinsame in der Einstellung gegenüber den verschiedenen Tieren war also, dass man diese genau wie in der Vor- und Frühgeschichte als irgendwie menschlich betrachtete“* (S.7). Da es sich aber nur um Tiervergleiche handelte, sah man Tiere sicher nicht als menschlich an. Vielmehr dienten sie als Symbolfiguren, mit deren geschätzten Eigenschaften man sich gerne maß.

Im Wesentlichen wurden in den Epen der archaischen Zeit die Tiere deutlich von den Menschen getrennt. Es galt eine hierarchische Gliederung zwischen Göttern und anderen Geschöpfen, aber auch unter den Geschöpfen selbst. Ähnlich betrachtet Rahn (1968) dieses Verhältnis in den homerischen Epen: *„Als mehr sachlich gesehener Gegenstand erscheint das Tier ... da gehört der Mensch bei aller Überlegenheit doch ganz auf die Seite der Götter, ist mit ihrem Wirken in seinem Schicksal verbunden ...“* (S.44). Mensch, Tier und Pflanze hatten die Sterblichkeit gemeinsam und teilten begrenzte Kräfte, während die Götter unvergänglich und ihre Stärke als unermesslich galten. Die Abgrenzung des Menschen vom Tier fand in der menschlichen Macht über den Tod von Tieren ihren Ausdruck: *„Der Mensch war ja mit den Göttern Herr über Leben und Tod der Tiere. Er schlachtete für die Götter und für sich; er ging auf die Jagd. Er war den Tieren überlegen, weil er den Göttern unterlegen war. Freilich kam die Überlegenheit gegenüber den Haustieren mehr zum Vorschein als gegenüber den wild lebenden, gegenüber den schwachen und flüchtigen mehr als gegenüber den wehrhaften und wilden ...“* (ebd., S.43). Das Gefühl der Überlegenheit resultierte daraus, dass der Mensch als einziges Lebewesen neben Pflanzen und Tieren, die ja auch den Göttern unterlegen sein mussten, die Fähigkeiten des Planens und der Sprache hatte.

Zu den ältesten Zeugnissen der griechischen Literatur zählen auch die Werke **Hesoids (ca. 800 v.Chr.)**, welcher nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph war. In seinen Schriften verdeutlicht er das sich im Zuge der Zeit allmählich verändernde Verhältnis des Menschen zum Tier. Im Vorhandensein von Rechtsempfinden und Rechtsordnung sieht er das Unterscheidungsmerkmal, welches den Menschen vom Tier abhebt. So schreibt er in einem Vers an seinen Bruder: *„Höre immer aufs Recht, und übe niemals Gewalttat, / Denn ein solches Gebot erteilte Kronion den Menschen: / Bestien zwar und Fische und flügelspannende Vögel/ Sollten einander verschlingen, denn sie ermangeln des Rechtes /*

Aber den Menschen verlieh er das Recht, das bei weitem der Güter bestes" (zitiert nach Lorenz, 2000, S.220). Die Abgrenzung des Menschen vom Tier basiert scheinbar auf den Glauben an die Vorgabe eines rechtlichen Privilegs des Menschen sowie einer unterschiedlichen Lebensordnung unter den Lebewesen. Obwohl Hesoid glaubt, Menschen und Götter seien "vom gleichen Stamm entsprossen" und wesensgleich, warnt er vor der Überlegenheit des Gottes Zeus, der über den Menschen steht und das gesellschaftliche Sozialgefüge bestimmt.

Im 7.Jh. v. Chr. revolutionierte die Anschauung einiger "Glaubensgemeinschaften" das Verhältnis zwischen Mensch und Tier mit einer neuartigen religiösen Strömung. Der Sänger **Orpheus (ca.700 v.Chr.)** und seine Nachfolger, die sog. **Orphiker**, glaubten an die Seelenwanderungslehre und forderten das Gebot der Reinheit des menschlichen Lebens durch die Enthaltung von Tierfleisch, Eier und Bohnen. Der orphischen Lehre lag der Gedanke zu Grunde, dass die Seele als das Wesentliche und alles Überdauernde im Menschen aufgrund einer Schuld in den menschlichen Körper verbannt sei, um in einer Reihe von Einkörperungen, die durch Strafen unterbrochen wurden, allmählich den Weg in das Reich der Geister zurückzufinden. Dadurch habe die menschliche Seele ihr "göttliches Dasein" verloren und gelang damit in die Haft des Körpers. So stellten sich die Orphiker die Aufgabe, die Seele aus ihrer Verbannung zu befreien. Der Glaube an die nahe Verwandtschaft der Tier- mit der Menschenseele und die Seelenwanderung verboten fleischhaltige Speisen und jegliches Blutvergießen (Nestle, 1922, S.17).

Zu späterer Zeit fand die Seelenwanderungslehre mit **Pythagoras von Samos (ca. 580 – 500 v.Chr.)** und seinen Anhängern, den Pythagoreern, neuen Aufschwung. Die Lehren von Pythagoras lebten nur in mündlicher Überlieferung fort. Das religiöse Dogma der Pythagoreer bestand in der Wesensgleichheit aller lebenden, organischen Wesen, die eine weltweite Gemeinschaft darstellen sollten. Im Glauben an verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen Mensch und Tier mutmaßten die Pythagoreer, Tiere und auch Götter seien beseelt. Der Glaube an die Beseeltheit von Pflanzen war anzunehmen, da er *„jedes Menschen-, Tier- und Pflanzendasein nennen könnte, durch das er je hindurchgegangen sei"* (Fränkel, 1993, S.312). Die Seele wurde für unsterblich erklärt und demnach durfte nach pythagoreischem Glauben *„nichts lebendiges getötet und verzehrt werden, weil in allem ein Seelengeist wohnt"* (Nestle, 1922, S.45f). In der Überlieferung von Diogenes Laertius, welcher um 220 n. Chr. eine Kompilation der Quellen antiker griechischer Philosophen verfasste, findet sich die Erläuterung der pythagoreischen Lebenshaltung. So habe Pythagoras *„sogar schon das Töten von Tieren verboten, geschweige denn, dass er den Genuß des Fleisches gutgeheißen hätte, da sie doch im Bezug auf Seele und Leben mit uns ganz gleichberechtigt wären"* (zitiert nach Diogenes Laertius, 1990, S.117). Ins Zentrum ihrer philosophischen Lehre stellten die Pythagoreer jedoch das Leben und die Seele der eigenen Gattung. Tiere wurden nur als menschliche Erscheinungsform und als temporärer Aufenthaltsort der wandernden Seele verstanden. Dies verlieh ihnen jedoch nicht das Ansehen eines selbstständigen Individuums, sondern vielmehr die Symbolik eines "Behältnisses". Nach der Auffassung von Diogenes Laertius hat Pythagoras die Askese nicht aus mystischen Gründen, sondern aus einer völlig anderen Zielsetzung heraus propagiert: *„Das war alles nur ein Vorwand; in Wahrheit verbot er die Fleischnahrung deshalb, weil er die Menschen zu möglicher Genügsamkeit im Lebensunterhalt anhalten und an eine Lebensweise gewöhnen wollte, bei der die Beschaffung der Lebensmittel keine Sorge*

machte, indem man sich mit ungekochter Nahrung und einfachem Wasser zufrieden gebe; das würde auch, meinte er, dem Körper zur Gesundheit, dem Geist zur Schärfe verhelfen" (ebd., S.117). Diese These findet sich einzig bei Diogenes Laertius, nicht aber bei anderen Autoren vertreten. Ungeachtet dessen stellt sich hier die Frage, inwiefern die Lehre der Seelenwanderung tierfreundlich war. Das Verbot der Tötung allein impliziert keine tierschützerischen Gedanken, der Glaube an eine menschliche Seele im Tier hingegen setzte vermutlich zumindest das Unterlassen quälerischer Handlungen voraus. Zur Antwort auf die Frage, ob diese Glaubensgemeinschaften tatsächlich tierfreundlich handelten, lassen sich in der vorliegenden Literatur keine Anhaltspunkte finden.

3.1.2 Philosophische Lehrmeinungen von 5. Jh. v.Chr. bis um 200 n.Chr.

Die Auffassung, der Mensch unterscheide sich durch die Gabe der Vernunft grundlegend vom Tier, das gänzlich ohne Verstand lebe, wurzelte im 5. Jahrhundert und spiegelte sich im Denken vieler Philosophen aller späteren Epochen bis hin zur heutigen Zeit wieder. Die diametral andere Auffassung, also der Glaube, Tiere seien vernünftig, wurde von nur wenigen Philosophen vertreten. Indessen findet sich in keiner philosophischen Schrift eine Reflexion darüber, warum die Vernunft als ein Kriterium für die Bewertung eines Lebewesens berücksichtigt wurde.

Der Arzt und Philosoph **Alkmaion von Kroton (ca. 5. Jh.v.Chr.)** gehört zu den ersten Denkern, welche die Vernunft als Grund für eine Unterscheidung zwischen Mensch und Tier bzw. eine Erhebung des Menschen über das Tier formulieren: *„Der Mensch unterscheidet sich von den übrigen Geschöpfen dadurch, dass er allein begreift, während die übrigen zwar wahrnehmen, aber nicht begreifen“* (zitiert nach Diels, 1956, S.215). So stellt er die Fähigkeit des Begreifens als einen allgemeinen Vorzug der Menschen gegenüber den anderen Lebewesen dar. Dennoch hat nicht der Mensch, sondern die Götter die höchste Position im Weltgefüge (zitiert nach Diogenes Laertius, 1990, S.151). Die Grundhaltung einer hierarchischen Stufenfolge von Gottheit – Mensch - Tier wurde in ähnlicher Form von Heraklit postuliert.

Im Zusammenhang mit seiner komplizierten Kosmogonievorstellung versucht **Heraklit von Ephesos (ca. 535- 475 v.Chr.)** zu erläutern, warum Menschen den Tieren geistig überlegen sind. Für ihn repräsentiert die Welt eine Einheit. Er hält Feuer für das Element, also die Grundsubstanz, aus dem alles entstanden sein soll. Diese Auffassung führt Heraklit umfassend aus und er kommt zu dem Schluss, eine Seele sei dem Feuer gleich, *„und wenn sie ganz trocken ist, also am reinsten Feuer, ist sie am weisesten...“* (zitiert nach Gigon, 1945, S.217). Über eine trockene Seele verfügt der Mensch als einziges Lebewesen. Heraklit denkt nicht hoch vom Menschen, unterscheidet ihn aber streng vom Tier. Nach seiner Ansicht stellt der Mensch gegen die Gottheit nichts anderes als ein Teil des Weltganzen dar, nicht aber ein Sonderwesen, wie es Denker verschiedener Epochen postulierten. Folgende Aussage Heraklits verdeutlicht seine Anschauung von der Überlegenheit Gottes über den Menschen und dessen Ordnung über dem Tier: *„Der klügste und schönste Mann, gegen Gott gehalten, ist dumm und hässlich, wie der schönste Affe, gegen den Menschen gehalten“* (zitiert nach Fränkel, 1993, S.435). Nach Dierauer (1977) handelt es sich in der heraklitischen Stufenfolge der Geschöpfe um proportionale Abstände:

„Der Abstand von Mensch und Affe bildet das bekannte Verhältnis, von dem her sich der verhältnismäßige Abstand Gott- Mensch ermessen lässt“ (S.26). Demnach steht die überlegene Gottheit über dem Menschen, die Tiere aber deutlich unter letzterem.

Der Naturforscher und Zeitgenosse des Empedokles **Anaxagoras von Klazomenae (500-428 v.Chr.)** begründet die Überlegenheit des Menschen gegenüber den Tieren dadurch, dass der Mensch allein eine Hand zum Gebrauch hat, was nur vernunftbegabten Geschöpfen eigen sei (Nestle, 1922, S.49). Seiner Meinung nach werden die Hände erst durch den Verstand nutzbar und befähigen den Menschen somit, sich „sogar die Tätigkeiten der Tiere samt ihrer besonderen Vorzüge“ zu Nutzen zu machen; „... und so zeideln und melken wir und bringen auf alle Weise ihren Besitz in unsere Scheunen“ (zitiert nach Lämmli, 1962, S.94f). Anders aber als Empedokles gesteht Anaxagoras nur den Lebewesen, nicht aber grundsätzlich allem Seienden Geist zu. Er macht keine qualitativen Unterschiede zwischen dem Geist der verschiedenen Lebewesen. Die daraus resultierende Trennung des Stofflichen vom Lebendigen kann als der Beginn einer Entwicklung, die in der Spaltung von Mensch und Tier mündete, aufgefasst werden.

In seiner Kosmogonie führt der Schüler des Anaxagoras, **Archealos (ca. 440 v.Chr.)**, aus, wie sich die ersten Lebewesen im Sinne einer "Urzeugung" aus Schlamm, entstanden aus Erde und Wasser, gebildet haben. Entscheidend ist für ihn, dass „die Menschen sich von den Tieren trennten“ und so geschieden „Führer und Gesetze und Künste und Städte und das übrige aufbauten“ (zitiert nach Lämmli, ebd., S.67). Folglich macht Archealos den Menschen zum Schöpfer von Kultur und geordnetem System, wo zuvor noch alles "vermischt" war. Archealos war einer der ersten Denker, der sich mit der Entwicklung der menschlichen Kultur beschäftigte. Dem früheren Glauben, dass die Götter die Kultur beeinflussten, folgte der Gedanke, der Mensch habe sich vom ursprünglich tierhaften Leben befreit und alle Kulturgüter entwickelt, die ihn nun über das Tier erheben. Da sich der Mensch nun aus eigener Kraft entwickelt hatte, wurde ihm die Vernunft zugesprochen. Archealos ist der erste, welcher „die Kosmogonie in eine Anthropogonie ausmünden ließ, in der die neue `sophistische` Kulturentstehungstheorie vom allmählichen Aufstieg aus tierischen Lebensformen ihren Platz hatte“ (Lämmli, 1962, S.67).

Die **Sophistik (Lehre der Weisheit)** leitete bei ihren Anhängern eine Reformierung des Denkens ein. Im Zentrum der Überlegungen stand nun nicht mehr die äußere Welt, sondern das Innere des Menschen, seine Natur und Ethik. Die Existenz der Götter wurde von ihnen in Frage gestellt. Der Grundstein der sophistischen Geisteshaltung wurde von Archealos gelegt und von Alkmaion untermauert. Der Mensch wurde von den meisten Philosophen zuvor als ein Teil der Natur betrachtet, seine Kultur wurde demnach kaum beachtet. Dierauer (1977) kommentiert dazu: „Das Bewusstsein der eigenen kulturellen Fortschritte lenkte die Aufmerksamkeit zugleich auf die Kulturlosigkeit der Tiere und vermittelte ein gesteigertes Überlegenheitsgefühl über sie. (...) Das Dasein der Tiere erschien so als minderwertige Lebensform, die die Menschen bereits weit hinter sich gelassen hatten“ (S.28).

Der bedeutendste Sophist **Protagoras von Abdera (ca. 485- 415 v.Chr.)** formuliert diese These in einem bezeichnenden Satz: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nicht seienden, daß sie nicht sind“ (zitiert nach Diogenes Laertius, 1990, S.186). Protagoras glaubt an eine Erschaffung der Lebewesen sowohl durch die Götter als auch aus den Elementen Feuer und Erde. Die verschiedenen lebensdienlichen und -

erhaltenden physischen Eigenschaften wie Flügel, Fell, körpereigene Waffen etc. sollen nur an die Tiere verteilt worden sein. Aus diesem Grund sei der Mensch ein "Mängelwesen".

Der Mensch soll lediglich die „Kunsthfertigkeit“ erhalten haben, durch die er „bald die artikulierte Sprache und Wörter“ hervorbringt und womit er „Häuser, Kleider, Schuhe, Betten, und die Herstellung seiner Nahrung aus den Erzeugnissen des Bodens“ entwickelt habe (Nestle, 1922, S.190f). Auch an die Vermeidung von Konflikten innerhalb der Menschheit soll gedacht worden sein: „In der Befürchtung, unsere Gattung möchte ganz zugrunde gehen, sandte nun Zeus den Hermes, der den Menschen das sittliche Bewusstsein und Rechtsgefühl brachte, damit geordnete Gemeinwesen entstünden und die Bande der Freundschaft sie verknüpften“ (ebd., S.191). Demnach wurde der Mensch aufgrund seiner Mängel gezwungen, Kultur und Recht zu entwickeln, um dann durch die gewonnenen Erkenntnisse über das Tier zu herrschen. Erst die geistigen Fähigkeiten des Menschen sollten ihn zur überlegenen Gattung gemacht haben.

Empedokles von Agrigent (ca. 483v.- ca.425 v.Chr.) gehört zu den Vertretern der Seelenwanderungslehre. Er weitet den Glauben an die Unsterblichkeit der beseelten Geschöpfe auf alles Organische aus. Als beseelt gelten nach seiner Auffassung neben Menschen, Tiere und Pflanzen z.B. auch Steine. Darüber hinaus glaubt er, die Existenz der Lebewesen besäße weder Anfang noch Ende: „... Geburt ist (gibt es) von keinem einzigen von allen sterblichen Dingen, auch nicht ein Ende im verwünschten Tode, sondern nur Mischung und Austausch der gemischten Stoffe ist: Geburt wird nur dafür bei den Menschen als üblicher Name gebraucht“ (zitiert nach Diels, 1956, S.59). Empedokles` eigentümliche Lehre basiert auf den Gedanken der Einheitlichkeit von Elementen bzw. Lebewesen. In einem Kreislauf sollen sie durch ständigen Wechsel ineinander übergehen können. Der Glaube an die Zusammengehörigkeit alles Beseelten fußt auf einer mystischen Grundlage. Empedokles glaubt an ein Reich höherer Ordnung. So soll es ein „Reich der Geister“ geben, die „frei von Erdschwere ein Leben in göttlicher Seligkeit führen, das im Vergleich mit dem das Leben hienieden im irdischen Jammertal eigentlich gar kein richtiges Leben ist“ (Nestle, 1922, S.45). Sofern sich die Geister jedoch durch „Meineid“ oder „den Genuß blutiger Opfer“ beflechten, so müssten sie 30000- Jahre lang eine Seelenwanderung durch alle möglichen „bunten Gestalten“ durchmachen (ebd., S.151). Den Aufenthalt der Seele im tierischen Körper vermutet Dierauer (1977) als „Strafe für ein unreines Menschenleben“ (S.22f). Ein Verweilen der menschlichen Seele im Tierkörper hat letztlich zur Folge, dass sie noch länger im Diesseits festgehalten wird. Die Inkarnation in einen Menschen und die dadurch erhoffte Reinigung und Erlösung wird dadurch verzögert oder gar verwehrt. Infolgedessen propagiert Empedokles Enthaltung von Fleisch und tierischen Opfern.

Ähnlich der Philosophie seines Zeitgenossen Empedokles vertritt **Diogenes von Apollonia (ca. 499- 427 v.Chr.)** die Auffassung, alle Teile der Welt seien durch Abwandlung eines einzigen ursprünglichen Prinzips hervorgegangen. Die Einheitlichkeit bzw. die Vermischung und Veränderung der "Dinge" begründet Diogenes von Apollonia damit, dass alle Lebewesen Luft einatmen. Nach seiner Ansicht ist die Luft der Stoff, aus dem alles entstanden ist. Sie stellt das Lebensprinzip dar, dem Gott innewohnt und sie vermag die Wahrnehmung und das Denkvermögen der Geschöpfe zu beeinflussen. Diogenes vermutet, die Seele existiere in Form von Luft, welche alle Lebewesen einatmen. Je nach Qualität der Luft, die er als „bald wärmer, bald kälter, bald trockener, bald feuchter“ (zitiert nach Diels, 1957, S. S.61) differenziert, prägt sich die Denkkraft der einzelnen Lebewesen aus. So

glaubt der Autor, das Denkvermögen setze „*reine und trockene*“ Luft voraus, während Feuchtigkeit es einschränkt. Darüber hinaus ist er der Ansicht, dass Tiere dem Menschen geistig unterlegen seien. Er begründet seine Auffassung damit, dass die Landtiere bodennah leben, feuchte Luft einatmen und feuchte Nahrung aufnehmen. Bei Fischen und Vögeln hingegen soll sich die eingeatmete Luft im Bauchraum sammeln und zur Verdauung dienlich sein, nicht aber den Verstand schärfen.

Anders als Anaxagoras nimmt Diogenes von Apollonia also die Luft als das gemeinsame Lebensprinzip der Geschöpfe, welches Gott und Seele gleichermaßen impliziert. Er begründet die unterschiedliche Qualität der Geistigkeit bzw. Denkkraft mit der unterschiedlichen Feuchtigkeit der Luft. Tiere haben demzufolge das gleiche Grundprinzip wie der Mensch, analogen Ursprung und Seele, aber aufgrund ihrer Körperhaltung bzw. ihres Körperbaus weniger Denkkraft.

Als sog. "Atomist" bezeichnet man den Philosophen **Demokrit von Abdera (ca.460- 370 v.Chr.)**. Er ist gleichermaßen davon überzeugt, dass es "kein Werden und kein Vergehen" gibt, sondern nur eine Veränderung und Vermischung der bereits vorhandenen "Stoffe". Die Entstehung der Welt und der Lebewesen führt er auf mechanische Vorgänge zurück: *„Die Welt besteht aus einer Unzahl nicht mehr weiter teilbaren Körperchen, Atome genannt, die alle die Eigenschaft der Dichtigkeit besitzen, aber an Form, Lage, Anordnung, Größe und Schwere verschieden sind (...). Infolge ihrer verschiedenen Schwere geraten die Atome im leeren Raum in eine fallende und wirbelnde Bewegung und ballen sich zusammen, indem immer gleichartige zu gleichartigen sich ordnen, woraus dann die unzähligen Weltkörper samt allem, was sie enthalten, entstehen“* (Nestle, 1922, S.62).

In seiner Vorstellung handelt es sich bei der Seele um "kugelförmige Feueratome", die im Körper verteilt sind und deren Verlust den Tod des Lebewesens zufolge haben. Sein Standpunkt ist, dass *„kein Ding planlos entstehe“*, sondern *„alles aus Sinn und unter Notwendigkeit“* (zitiert nach Diels, 1957, S.81). Hieraus folgert Demokrit einen engen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier: *„Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur graduell; ja in mancher Beziehung scheinen die Tiere dem Menschen überlegen zu sein und ihnen als Vorbild gedient zu haben“* (Nestle, 1922, S.63).

Demokrit zählt zu den Befürwortern der Tierversunft. Er hält Tiere für klüger als den Menschen und hebt hervor, wie viel die Menschen aus der Tierwelt gelernt hätte: *„Die wichtigsten Fähigkeiten haben die Menschen von den Tieren gelernt: von der Spinne das Weben und Flicker, von der Schwalbe den Hausbau und von den Singvögeln, dem Schwan und der Nachtigall, den Gesang auf dem Wege der Nachahmung“* (ebd., S.170). So erhebt Demokrit den Menschen nicht über die Tierwelt und räumt ihm eine Sonderstellung ein, sondern begreift sie als beinahe gleichberechtigte Lebewesen neben den Menschen.

Der Zeitgeist und die Mensch- Tier- Beziehungen spiegeln sich vielfach in Dichtungen wieder. Das Hauptanliegen der Dichter der sog. "**neuen Komödie**" war die Darstellung der verschiedenen menschlichen Charaktere. Die erhaltenen Fragmente beinhalten aber auch Kritik am Handeln der Menschen. Das menschliche Dasein wurde ganz ähnlich wie bei Homer in den Mensch-Tier- Vergleichen ausgedrückt und nicht selten bezeichneten die Dichter das Leben der Tiere als glücklicher. Der maßgebliche Unterschied zwischen Mensch und Tier wird von **Menander (ca. 4.Jh. v.Chr.)** folgendermaßen formuliert: *„Alle Tiere sind glücklicher als der Mensch. Und alle haben viel mehr Verstand als der Mensch. Sieh zuerst*

mal diesen Esel an, den man allgemein für unglücklich hält. Ihm geschieht kein selbst verschuldetes Übel. Nur das besitzt er, was die Natur ihm gegeben hat" (zitiert nach Schneider, 1975, S.112). Menander beklagt die Abhängigkeit des Menschen von seinem rasch wechselnden Schicksal. Die Ursache dieses Dilemmas sieht er in den hohen Plänen und der physischen Schwäche der menschlichen Gattung: *„Kein anderes Lebewesen als der Mensch steigt schneller in die Höhe und stürzt rascher in die Tiefe. Und das geschieht ganz zu Recht; obwohl nämlich der Mensch von Natur aus das schwächste Lebewesen ist, unternimmt er die großartigsten Dinge. Wenn er fällt, reißt er denn auch besonders viel Schönes mit sich in den Abgrund"* (zitiert nach Dierauer, 1977, S.180). Ganz im Gegensatz zur sophistischen Philosophie steht die Auffassung, der Mensch schade sich durch seine Gesetze und seinen Ehrgeiz derart, dass er sich selbst zum Sklaven mache. Den Zeitgeist des 4. Jahrhunderts glaubt Schneider (1975) als *„Wende im Naturgefühl"* zu sehen und konstatiert: *„Seit der Odyssee wusste man, dass das Tier menschliche Gefühle und menschliches Ethos kenne, seit dem 4. Jahrhundert aber wurde es zum Freund des Menschen, dessen Freuden und Leiden es teilte. Man beklagte seinen Tod, auch wenn es nur ein Sperling oder eine Mücke war, man bildete es liebevoll ab oder besang es, man war bemüht, von ihm zu lernen"* (S.112). Tatsächlich lässt sich eine Zuwendung zum Tier aber nur bei wenigen Philosophen belegen. Weitaus stärker überwiegt die Idee der Grenzziehung zwischen Mensch und Tier, ein Prozess, der im 4. Jahrhundert längst begonnen hatte.

Platon (427- 347 v.Chr.) gilt als Verfechter der Reinkarnationslehre. In seiner Schrift "Phaidros" beschäftigt er sich umfassend mit der menschlichen Seele. Wie in beinahe allen seinen Schriften verwendet Platon Tiere zur Darstellung menschlicher Verhaltensweisen in Form von Metaphern. Im platonischen Denken gilt die menschliche Seele als unsterblich. Einer Wiedergeburt zustrebend soll sie die menschlichen Wesen durchwandern und nicht vor Ablauf von zehntausend Jahren zurück in den Himmel gelangen. Dort wähnt Platon dann Wechselformen der Eingliederung in Mensch und Tier. Anders als bei der orphischen Mysterienreligion basiert die platonische Seelenwanderungsvorstellung auf dem Glauben, eine reine Seele, die *„nicht den körperlichen Trieben unterworfen"* ist, gelange zum Göttlichen, während eine Unreine, Triebhafte solange in der Welt herumschweife, bis sie von Neuem in einen Körper eingeht (Platon, 1989a, S.30f).

Platons Philosophie unterscheidet sich in vieler Hinsicht erheblich von der seiner Zeitgenossen. In seiner Schrift "Timaios" schildert er, wie sich die Tierwelt aus dem Menschen entwickelt. Am Anfang der menschlichen und tierischen Entwicklungsgeschichte steht der Mann, welcher durch die Verminderung seines geistigen Potentials zur Frau, zum Vogel oder zu einem anderen Tier mutiert. So wird ein Mensch aus *„Geistesbeschränktheit"* zum Vogel und in Ermangelung der Weisheit zu einem Landtier. Den Unterschied zwischen Mensch und Tier sieht Platon in der verschiedenartigen Gestalt der Geschöpfe. Ihrem Verstand nach soll Gott die Lebewesen entweder aufrecht stehend (wie der Mensch) oder zur Erde gerichtet (wie das Tier) gestaltet haben. Aus *„den allerunverständlichsten und unwissensten"* Menschen entstehen Wassertiere, welche ihrem Schöpfer *„nicht einmal mehr eines reinen Atemzugs wert"* seien (1989b, S.211f).

Durch seinen aufrechten Gang ist der Mensch himmelwärts gerichtet und steht mit dem Göttlichen in Kontakt. Gomperz (1925) resümiert aus der platonischen Idee: *„Da die Tiere entartete Menschen sind, so kann auch ihr Körperbau die Absichten verraten, deren Zielpunkt ursprünglich der Mensch allein gewesen ist"* (S.484). Platon betrachtet den

menschlichen Kopf als „runde Gestalt des Weltganzen“ und den restlichen Körper als Träger des „heiligsten und göttlichsten in uns“ (Platon, 1989b, S.167). In der platonischen Deszendenzlehre, der Stufenfolge der Lebewesen, werden Tiere als vernunftlos betrachtet und aufgrunddessen dem niedersten Rang zugeordnet. Dabei erscheint die Seelenwanderungslehre in neuer Transposition. Wer nicht das Geistige in sich dominieren lässt, durchlebt eine Metamorphose zum Tier, begibt sich also auf eine Ebene von Unvernunft und Unverstand (1989b, S.164f). Das Tiersein ist als eine Strafe anzusehen.

Die Gemeinschaft der **Kyniker** vertritt eine völlig andere Haltung. Die schon bei Menander erwähnte Empfindung, Tiere seien glückseliger als der Mensch, erscheint bei diesen Philosophen in neuem Kontext. Als berühmtester Kyniker gilt **Diogenes von Sinope (ca. 412- 323 v.Chr.)**. Der Name "Kyniker" ist von dem griechischen Begriff "kyon" (= Hund) abgeleitet, was eine provokante Selbstcharakterisierung darstellte. Hunde galten bereits bei Homer als lästig und schamlos. Die Lebensführung der Kyniker war einfach und naturgemäß, Gesetze wurden abgelehnt und Autarkie postuliert. Im Zentrum ihrer Kritik standen vornehmlich die hohen Ansprüche und Bedürfnisse der Menschen. Sie bezeichneten die Tiere aufgrund ihrer Bescheidenheit als sorgloser und gesünder. Statt Tiere zu unterwerfen, sollte man sie besser zum Vorbild nehmen, da sie ein natürliches Leben führen und menschlichen Sitten und Zwängen nicht unterworfen sind (Luck, 1997, S.10). Die Vernunft des Menschen wurde im kynischen Denken abgewertet, da sie als Ursache einer kulturellen Entwicklung galt, die als Entartung begriffen wurde (Dierauer, 1977, S.185).

Als Philosoph und Naturwissenschaftler befasst sich **Aristoteles (384- 322 v.Chr.)** unter anderem mit der deskriptiven Darstellung der tierischen und pflanzlichen Anatomie, Physiologie und Ethologie. In weiteren Werken setzt er sich intensiv mit der Frage nach dem Vorhandensein von Seele und Vernunft der Geschöpfe auseinander.

Die Frage nach der Beseeltheit der Geschöpfe erörtert er in folgendem Grundsatz: „Das Beseelte unterscheidet sich vom Unbeseelten durch das Leben“ (Aristoteles, o.J.a, S.50). Er hält demzufolge alles Lebendige für beseelt. Aristoteles Auffassung von der Seele ist prinzipiell anders als die der übrigen zeitgenössischen Philosophen. Er definiert die Seele als ein Prinzip, welches durch „vier Momente“ bestimmt wird, „dem Vermögen zu ernähren, wahrzunehmen (zu empfinden), zu denken und durch die Bewegung“ (ebd., S.51).

Pflanzen gesteht er „einzig und allein das Vermögen zur Ernährung“ zu, anderen Geschöpfen, wenn auch nur partikulär, „das Vermögen der sinnlichen Wahrnehmung“ (ebd., S.54f). Tiere verfügen nach seiner Ansicht über Tastvermögen sowie die Wahrnehmung von „Lust und Schmerz, das Angenehme und das Traurige, und wenn diese, so auch die Begierde, denn diese ist der Trieb, der auf's Angenehme gerichtet ist“ (ebd., S.54). Für sinnliche Eindrücke neben der Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen glaubt er nur den Menschen empfänglich, nicht aber Tiere oder Pflanzen.

Jedem Geschöpf werden von Aristoteles spezifische Seelenfunktionen in der Rangfolge Mensch – Tier - Pflanze zugeordnet. Die Tierseele grenzt Aristoteles gegenüber der menschlichen Seele durch das Fehlen der Vernunft ab, was den wesentlichen Mangel des Tieres im Vergleich zum Menschen ausmacht. Im Bezug auf die Position der Tiere in der Hierarchie der Lebewesen hat der Autor eine klar anthropozentrische Auffassung: „Man sieht ..., wie auch nach dem Eintritt ins fertige Dasein die Annahme gelten muss, einmal, dass die

Pflanzen der Tiere wegen, und dann, dass die anderen animalischen Wesen der Menschen wegen da sind, die Zahmen zur Dienstleistung und Nahrung, die Wilden, wenn nicht alle, doch die meisten, zur Nahrung und zu sonstiger Hilfe um Kleidung und Gerätschaften von ihnen zu gewinnen. Wenn nun die Natur nichts unvollständig und auch nichts umsonst macht, so muss sie alle um des Menschen willen gemacht haben" (Aristoteles, 1922, S.16).

Der schon von Platon und auch Diogenes von Apollonia unterstellte Kontext zwischen der menschlichen Intelligenz und der aufrechten Körperhaltung findet sich bei Aristoteles wieder. So habe der Mensch „*allein den Anteil am Göttlichen... er trägt seinen obersten Teil zu den oberen Teilen des Alls gewendet; denn der Mensch ist das einzige aufrechte lebende Wesen*" (Aristoteles, o.J. b, S.52). Durch eine geringere Gewichtsbelastung der oberen Körperpartie soll dem Menschen das Denken erleichtert sein. Offenbar ist er der Überzeugung, der Mensch steht körperlich und seelisch über dem Tier und ist dem Göttlichen nah. Dass der Mensch denken kann, ist für Aristoteles ein weiteres Indiz für göttliche Nähe. Denken ist nach seiner Ansicht „*die Tätigkeit Gottes, die an Seligkeit alles übertrifft (...). Eben darum wird aber auch von den menschlichen Tätigkeiten diejenige die Seligste sein, die ihr am nächsten verwandt ist*" (Aristoteles, 1972, S.253). Da nun Tieren das Denkvermögen fehle, sollen sie an der "*Glückseligkeit*" keinen Anteil haben (ebd.).

Der teleologische Grundgedanke, nach dem das Niedere auf das Höhere ausgerichtet sein soll, spiegelt sich in seiner Gleichstellung von Tieren und Sklaven zum Gebrauchszweck wieder. So gilt bei Aristoteles eine Stufenfolge auch innerhalb der menschlichen Gattung, die er für naturgegeben erachtet: „*Wer von Natur aus nicht sein, sondern eines anderen, aber ein Mensch ist, der ist ein Sklave von Natur. Eines anderen aber ist ein Mensch, der, wenn auch Mensch, ein Besitzstück ist*" (Aristoteles, 1922, S.8). Aristoteles glaubt, dass Menschen und Tiere dann zu Sklaven geschaffen sind, wenn sie der Vernunfttätigkeit entbehren. Bestimmte Geschöpfe sind also ausschließlich zur Verrichtung niederer Tätigkeiten bestimmt: „*Das Herrschen und Dienen gehört nicht nur zu den notwendigen, sondern auch zu den nützlichen Dingen, und vieles ist gleich von seiner Entstehung an derart geschieden, dass das eine zum Herrschen, das andere zum Dienen bestimmt scheint*" (ebd.). In das "*herrschende*" und das "*dienende*" eingeteilt, sollen Haustiere und Sklaven als dienende Geschöpfe die „*Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse*" der herrschenden Menschen erfüllen (ebd., S.10).

Aristoteles spricht den Tieren einen Anteil an der Glückseligkeit zu der Menschen gelangen können, völlig ab. Er ist der Ansicht, nur der Mensch habe durch seine Teilhabe an der göttlichen Vernunft die Chance, diese Glückseligkeit zu erreichen. Das Leben der Tiere reduziert er auf die Fortpflanzung. Allein die menschliche Existenz erfahre durch Vernunft, Erkenntnis sowie sittliches und politisches Handeln das höchste Glück (Dierauer, 1977, S.152).

Ferner scheidet Aristoteles die Pflanzen von den anderen Lebewesen, da er "echtes Leben" durch Fühlen und bewusstes Erleben charakterisiert. Die Fähigkeit der Wahrnehmung, des Begehrens und der Lust bzw. Unlustgefühle hält er für die ausschlaggebenden Kriterien des Lebens. Alle diese Fähigkeiten erfüllen Tiere bereits. Die verschiedenen Lebensstufen von Pflanze, Tier und Mensch sind nach Aristoteles in einem stufenlosen Übergang miteinander verbunden.

Der Ansatzpunkt der epikureerischen Ethik war das Streben aller Geschöpfe nach Lust und Vermeidung von Schmerz. Insbesondere strebten sie nach dem Zustand der Schmerzlosigkeit und der Seelenruhe. Im Gegensatz zu den Stoikern, die den Menschen weit vom Tier entfernt, nahe Gott sehen wollten, betonten die Epikureer eine weit gehende Analogie zwischen dem menschlichen und tierischen Seelenleben. Diese Überzeugung fußte auf dem Gedanken der Vergleichbarkeit von Emotionen, Schmerz und Angst bei Mensch und Tier. Eine Gleichstellung beider resultierte daraus jedoch nicht. Die **Epikureer** waren der Überzeugung, dass den Tieren der höchste Zustand der Lust, die Ruhe, nicht zuteil werden konnte, da sie keine Vernunft und keine Kenntnis von den Lehren Epikurs hätten. Stoiker und Epikureer teilten die Ansicht, die Vernunft führe zur Glückseligkeit. Da die Vernunft nur als Privileg des Menschen galt, sollte es auch nur ihnen eigen sein, die Glückseligkeit zu erlangen.

Darüber hinaus bezogen die zwei bedeutendsten Epikureer sonderliche Positionen zum Tier. **Epikur von Samos (341- 271 v.Chr.)** betrachtet das Verhältnis der Menschen zum Tier als einen Vertrag: *„Die natürliche Gerechtigkeit besteht in einem den (gegenseitigen) Nutzen bezweckenden Vertrag, einander nicht zu schaden, noch sich schaden zu lassen (...). Für alle lebenden Wesen, die nicht imstande sind, einen Vertrag zu schließen, dass sie einander nicht schädigen lassen wollen, gibt es keine Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit“* (Nestle, 1923a, S.213). Demzufolge bezeichnet er die Tiere als rechtlos, da sie keine Vertragspartner darstellen können.

Epikurs Schüler **Hermarchos von Mitylene (ca.325- 250 v.Chr.)** bekräftigt dessen kontraktualistische These. Bezüglich der von den Pythagoreern und Empedokles verworfenen Sitte der Tiertötung und des Fleischgenusses polemisiert er: *„... unter dem von Gesetz [zur Tötung, Anm. d. Verf.] freigegebenen Tieren ist sozusagen kein einziges, das uns nicht schädlich würde, wenn man es sich im Übermaß vermehren ließe; aber in der jetzt eingehaltenen beschränkten Anzahl gewähren sie uns sogar Nutzen für das Leben“*. Sollten sich die Tiere aber uneingeschränkt fortpflanzen, so könnten sie übermächtig und ein Nahrungskonkurrent des Menschen werden. Aus diesem Grunde befürwortet Hermarchos die gezielte Reduzierung des Tierbestandes auf die vom Menschen benötigte Zahl (Nestle, 1923a, S.226f.). Eine Begründung dafür sieht er im menschlichen Schutzbedürfnis bzw. in dessen Recht auf Sicherheit. Das Recht, Tiere für diesen Zweck zu töten, resultiert aus der Überlegung, dass Tiere nicht vertragsfähig sind: *„Wenn man nun mit den Tieren wie mit den Menschen einen Vertrag schließen könnte, so wäre es in der Ordnung, das Recht so weit auszudehnen; denn dann wäre bei dieser Ausdehnung die (menschliche) Sicherheit gewahrt. Da es aber unmöglich ist, dass die unvernünftigen Tiere an einer Gesetzgebung teilnehmen, so läßt sich auch auf diese Weise das nicht bewerkstelligen, was gegenüber den Tieren ebensosehr wie gegenüber der unbeseelten Natur für die (menschliche) Sicherheit von Nutzen ist, und nur, indem man sich die Freiheit nimmt, sie zu töten, die wir jetzt besitzen, läßt sich diese Sicherheit ermöglichen“* (Nestle, 1923a, S.228). Da Tiere nach Hermarchos` Ansicht vernunftlos sind, schließt er sie aus der Rechtsfrage aus. Im epikureischen Denken kann nur ein vernünftiges Wesen wie der Mensch am Recht teilhaben.

Der römische Dichter **Lukrez (T. Lucretius Carus, ca. 96- 55 v.Chr.)** verbreitet die Lehre Epikurs in poetischer Form. Er differenziert streng zwischen den als harmlos oder aber gefährlich eingeschätzten Tieren. Nur die *„ungefährlichen“* sind nach seinem Ermessen

schützenswert. Lukrez appelliert an den Menschen, die ihm anvertrauten Tiere wie Hunde und andere Haustiere zu schützen (Lukrez, 1972, S.339). Wilde Tiere sind hingegen durch ihre natürlichen Eigenschaften geschützt. Die Frage, wie man mit den gefährlichen Tieren umgehen soll, greift Lukrez nicht auf.

Durch die politische und militärische Vormachtstellung der Römer ab ca. 50 v. Chr. kam die griechische Philosophie vermehrt in die römischen Provinzen. Diese geographische und ethnologische Ausbreitung begann mit dem Ende des Epikurismus und dem Beginn der Stoa.

Die **Stoiker** befassten sich in ihrer Ethik ausführlich mit dem Mensch- Tier- Verhältnis. In der Zeit zwischen ca. 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. wurde die stoische Lehre von vielen Philosophen vertreten und zahlreiche schriftliche Niederlegungen hinterlassen. Eine wesentliche Grundlage der stoischen Ethik und dem Naturverständnis bildete die Lehre vom sog. Pneuma (Pneuma= Lebensatem oder Weltseele). Die Stoiker glaubten an eine Überordnung eines Lebensatems, bestehend aus den Elementen Feuer und Luft, der die darunter liegende Welt aus Wasser und Erde durchdringen soll. Der Lebensatem wurde als belebendes, nach oben gerichtetes Prinzip begriffen, demgegenüber stellten sie sich Wasser und Erde als leblose Elemente vor, welche nach unten streben sollten. Beide Prinzipien standen sich also gegenüber. Das Pneuma wurde als etwas Göttliches verstanden, welches die materielle Welt durchziehen soll. An diesem Punkt erfolgte die Trennung der einzelnen Naturelemente in ein Stufenreich. Die Stoiker glaubten, das Pneuma durchdringe die anorganische Welt in anderer Qualität als die Organische. So erhielten Tiere im Gegensatz zu Pflanzen durch das göttliche Pneuma bereits eine Seele, der Mensch aber einzig die Vernunft. Das Endziel der Stoiker war, ein naturgemäßes Leben nach der Vernunft zu führen. (Dittrich, 1964, S.18f).

Die hohe Relevanz der Vernunftfähigkeit im stoischen Denken ist für **Kleanthes von Assos (ca.330- 230 v.Chr.)** ein wesentliches Motiv, den Menschen über alle anderen Lebewesen zu erheben: „*Unter allen irdischen Wesen steht der Mensch nach seinen körperlichen und geistigen Veranlagungen voran und ist den anderen überlegen. Der Mensch ist also das beste und edelste lebende Wesen*“ (Nestle, 1923b, S.21). Da man den Tieren die Vernunft absprach, wurden sie als `Aloga` bezeichnet und streng von den Vernunftwesen getrennt. Ebenso hatte das Tier im stoischen Denken keine Erkenntnis und kein Wissen. Die animalische Natur galt als Gemeinsamkeit von Mensch und Tier, das Logos hingegen verband den Menschen mit dem Göttlichen.

Chrysippos (280- 206 v.Chr.) formuliert die stoische Anthropozentrik anschaulich: „*Haben ja doch auch die Tiere eine führende Kraft der Seele, wenn auch keine vernünftige, sondern nur eine natürliche, vermöge der sie ihr Futter unterscheiden, sich etwas vorstellen, Angriffen aus dem Wege gehen, über steile Hindernisse hinwegsetzen, ihnen nahestehende Wesen erkennen. Aber der Mensch allein von allen sterblichen Wesen besitzt die höchste geistige Gabe, die Vernunft*“ (Nestle, 1923b, S.39f). Aufgrunddessen begreift Chrysippos die Tiere in der Rolle reiner Nutzobjekte für den menschlichen Gebrauch: „*Die Götter haben uns Menschen sich selbst und einander zulieb geschaffen, die Tiere aber uns zulieb: das Roß, um mit uns Krieg zu führen, den Hund um mit uns zu jagen, den Panther, Bären, Löwen, um uns in der Tapferkeit zu üben*“ (ebd., S.65).

Analoge Gedanken äußern Panaitos und Poseidonis etwa einhundert Jahre später. Pohlenz (1964) fasst die stoische Stufenfolge der Geschöpfe folgendermaßen zusammen: *„Die niederen Seinsstufen sind nur für die höheren, Pflanzen und Tiere also nur um des Menschen willen da. Von den Tieren stehen am tiefsten die Fische, die keine reine Luft atmen, sozusagen `Lebewesen und nicht Lebewesen`. Aber auch das Schwein ist nur dazu bestimmt, dem Mensch als Nahrung zu dienen, und die Seele ist ihm wie ein Salz verliehen, damit das Fleisch nicht verwese“* (S.71). Die Behauptung, die Tiere seien um des Menschen Willen geschaffen worden, stellte bereits Aristoteles auf.

In seinem Buch "Über die Vorsehung" betrachtet der Stoiker **Panaitios (geb. ca.185 v.Chr.)** die Tiere aber auch aus einem anderen Blickwinkel. Er sieht in allen Lebewesen einen eigenen Sinn und Zweck. Durch eine vorgegebene Ordnung erhalten die Geschöpfe ihre individuelle Ausstattung, wobei *„nichts überflüssig, nichts unnötig für die Erhaltung des Lebens ist“* (zitiert nach Pohlenz, 1964, S.201).

Tiere sind zwar Teil der Natur, stehen im Denken des Panaitios aber weit unter dem Menschen. Ausführlich beschreibt er die Fähigkeiten und Errungenschaften der Menschen und lobt deren Herrschaft über die tierische Natur: *„Durch die Zähmung erreichen wir auch, daß uns die Vierfüßler tragen und ziehen, und ihre Schnelligkeit und Kraft bringt uns selber Kraft und Schnelligkeit. Wir legen den Tieren Lasten auf und Joche; wir gebrauchen für unsere Zwecke die scharfen Sinne der Elefanten und die Spürkraft der Hunde (...). Wir haben den Niesnutz von Feld und Berg, unser sind die Flüsse, unser die Seen (...). Mit einem Worte: mit unsren Händen versuchen wir in der Allnatur gleichsam eine zweite Natur zu schaffen“* (ebd., S.208). Panaitios fasst die menschliche Überlegenheit als Gabe Gottes auf. Das Wesen des Menschen scheint ihm dazu bestimmt, Herrschaft über die Natur zu erlangen. Er erkennt die gemeinsame animalische Natur von Mensch und Tier zwar an, glaubt aber, der Mensch verfüge aufgrund seiner Vernunft über göttliche Verbindung. Diese Voraussetzung macht den Menschen zum "Mittelglied" der verschiedenen Seinsstufen.

Noch erschöpfender artikuliert **Poseidonis aus Abdera (ca.135- 51 v.Chr.)** die Stellung des Menschen in der Stufenfolge des stoischen Denkens. In seiner Kosmogonielehre konstatiert er, dass alle organischen Lebewesen aus Wasser und Erde entstanden sind. Entsprechend ihren Anteilen an diesen Stoffen sind Pflanzen der Erde zugewandt und Fische im Wasser lebend. Tiere bestehen nach Poseidonis zu einem großen Teil aus *„Erd- und Wärmestoff“*. Über ein besonders hohes Maß an Wärme verfügt einzig der Mensch, wodurch dieser gegenüber den anderen Geschöpfen privilegiert ist: *„Deshalb hat auch er allein unter den lebenden Wesen eine aufrechte Gestalt und haftet nur wenig an der Erde; in ihm strömte ein göttliches Element ein, vermöge dessen er Verstand, Vernunft und Willen erhielt und die Wirklichkeit zu erforschen begann“* (Nestle, 1923b, S.102f).

Wie Platon und Aristoteles propagiert auch Poseidonis die besondere Verbindung des Menschen zu Gott. Der Autor glaubt diese Nähe nicht aber allein durch die Vernunft, sondern auch durch den aufrechten Gang des Menschen begründet. Während Diogenes von Apollonia die unterschiedliche Qualität der Einatemungsluft mit dem jeweiligen Denkvermögen der Lebewesen gekoppelt glaubt, mutmaßt Poseidonis die Anteile an Erde, Luft und Wärme als ausschlaggebende Faktoren.

Da nun in der stoischen Weltauffassung alles in der Welt um des Menschen willen geschaffen sein sollte, liegt der Gedanke nahe, der Mensch brauche keine Rücksicht auf das

Tier bzw. die Natur zu nehmen. Poseidonis hält dem entgegen, indem er dazu aufruft, nur mäßig Fleisch zu essen oder es ganz zu unterlassen. Tiere sind nach seiner Meinung als Teil der göttlichen Ordnung nicht allein zum menschlichen Genuss geschaffen. Wer unmäßig Fleisch konsumiert, verfällt in „*tierische Wildheit*“ und „*Maßlosigkeit*“ (Nestle, 1923b, S.108). Diese Auffassung erscheint zunächst widersprüchlich, da die Stoiker den Menschen als Herrscher über die Natur betrachteten. Die Ermahnung, nicht in "tierische Wildheit" zu verfallen, zeigt, dass Poseidonis Sorge trägt, der Mensch könne zum Tier werden.

In der stoischen Ethik wurde das Selbstverhältnis der Lebewesen, also der Bezug zum eigenen "Ich", als wesentlich begriffen. In der "Oikeiosislehre" (Oikeiosis, gr.= Zueignung) spiegelte sich der in stoischen Ethik angenommene Grundtrieb der Lebewesen wider, sich selbst erhalten zu wollen. Indizien für den Selbsterhaltungstrieb sehen die Stoiker in der Eigenliebe und in der Furcht vor dem Untergang. Diese Empfindung des eigenen Wesens sollte sich nach stoischer Auffassung darin ausdrücken, dass alle Lebewesen Schädliches abwehren und das ihnen Zutragliche erstreben. In diesen Punkt machten die Stoiker noch keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier, selbst Pflanzen wurden in diesen Gedankengang eingebunden. Einzig den Menschen aber sollte die Vernunft auszeichnen, die anderen Lebewesen wurden lediglich als Lust- und triebgesteuert aufgefasst (Ricken, 1988, S.171).

Mitglieder der sog. `jüngeren` Stoa thematisieren diese zentrale Idee ausführlich. Der Römer **Lucius Annaeus Seneca (ca.4 v.Chr.- 65 n.Chr.)** untersuchte, ob Tiere ein Bewusstsein ihrer selbst haben. In einem Brief an Lucilius kommentiert er: *„Kein Tier bewegt mit Mühe seine Glieder, kein Tier hat Schwierigkeiten mit sich selbst. Das leisten sie, kaum geboren; mit diesem Wissen kommen sie auf die Welt: Ausgebildet werden sie geboren.(...) Also besitzen alle Tiere ein Bewußtsein von ihrer körperlichen Verfassung und deshalb einen freien Gebrauch ihrer Glieder, und keinen besseren Beweis haben wir, daß sie mit der Kenntnis ins Leben treten, als dass kein Tier unfähig zum Gebrauch seines Organismus ist“* (aus: Epistulae morales (Briefe an Lucilius), o.J., aus: Schütt, 1990, S.10f).

Seneca meint, sowohl die Ausstattung zum Leben als auch der Lebenswille gehören zu den naturgegebenen Eigenschaften des Tieres. So zweifeln Tiere nicht an sich selbst und vernachlässigen sich nicht (ebd., S.16). Die wesentlichsten Voraussetzungen für ein lebenserhaltendes Handeln wurden demnach durch die Selbstwahrnehmung einerseits und die angeborene, natürliche Gabe des Instinktes andererseits, definiert.

Ganz ähnlich argumentiert der Philosoph **Hierokles (ca.100)**. Auch er setzt voraus, dass jedes Lebewesen über ein Selbstbewusstsein verfügt. So setze jedes Lebewesen alles daran, sein Leben zu erhalten und zu fördern: *„Und nicht nur bei denjenigen lebenden Wesen, die durch Schönheit, Größe, Stärke und Schnelligkeit sich auszeichnen, finden wir, daß sie in dieser Weise um ihre Erhaltung besorgt sind, sondern auch bei den kleinen, wertlosen und häßlichen. Denn die Natur ist mächtig genug, auch solchen Wesen eine starke Liebe zu sich selbst einzuflößen, weil sonst ihre Erhaltung unmöglich wäre“* (Nestle, 1923b, S.232).

Für die stoische Lehre war es von wichtiger Bedeutung, den Selbsterhaltungstrieb der Lebewesen als Ursache für alles Tun zu definieren. Dadurch erfolgte eine Abgrenzung gegenüber den Epikureern, welche die Lust als höchsten Zustand des "guten" Lebens erachteten.

Die Frage nach der Vernunft der Tiere wurde von den Stoikern verneint. Die Radikalität ihrer Doktrin wird durch Konsequenzen deutlich, die an die Position Epikurs anlehnen. Chrysippos propagiert diese Einstellung offenkundig: *„Zwischen den Tieren und uns besteht kein Rechtsverhältnis“* (Nestle, 1923b, S.43). Aus heutiger Sicht liegt nach Dierauer (1977) die wesentliche Begründung für die Rechtlosigkeit der Tiere *„in der fundamentalen Ungleichheit von Mensch und Tier“* und der Überlegung, dass *„die Rechtsgemeinschaft ein Rechtsbewusstsein voraussetze, Rechtserkenntnis aber ohne den Besitz der Vernunft nicht möglich sei“* (S.244).

Dass den Tieren die Vernunft abgesprochen wurde, hatte noch weitere Konsequenzen. Das Resultat der Rechtlosigkeit verschaffte dem Menschen gewissermaßen freie Verfügung über die Tiere. Auch Pohlenz (1964) folgert: *„Ein Rechtsverhältnis zu den Tieren, die keinen Anteil am Logos haben, gibt es nicht, und da in der Welt alles um des Menschen willen geschaffen ist, können diese, ohne Unrecht zu tun, die Tiere zu ihrem Nutzen verwenden“* (S.141). Anders aber sollte es sich zwischen Menschen und Göttern verhalten, die beide *„Glieder des einen großen Staates“* sein sollen, *„der die Vernunftwesen miteinander verbindet und umschließt“* (ebd.). Die Überlegenheit der Menschen gegenüber den als vernunftlos bezeichneten Wesen wurde auch in der jüngeren Stoa thematisiert.

In bezeichnender Weise bekräftigt der Stoiker **Epiktet (ca.50- 120)** in seinen Lehrgesprächen die These, Tiere seien nur der Menschen zuliebe geschaffen. So gebe es den Esel nur deswegen *„weil wir einen Rücken brauchen, der etwas tragen kann“* (Epiktet, 1994, S.121). Auf die Frage, ob nicht auch Pflanzen und Tiere Geschöpfe Gottes seien, antwortet er: *„Ja, aber sie sind nicht um ihrer selbst Willen da und haben nicht Anteil am Göttlichen“* (ebd.).

Der römische Kaiser und Philosoph **Marc Aurel (121- 180)** ist der Überzeugung, dass vernunftlose Geschöpfe generell beseelt sind, Vernünftige jedoch eine "denkende" Seele auszeichnet (Marc Aurel, 1992, S.143). Als letzter großer Stoiker vertritt er die Auffassung einer Stufenfolge der Lebewesen. Es ist dabei vorausgesetzt, *„dass die niederen Wesen um der Höheren willen, die Höheren umeinander willen da sind“* (ebd., S.77f). Auf der höchsten Stufe stehen die vernunftfähigen Geschöpfe.

Aus der erhobenen Position des Menschen resultiert nach Marc Aurel eine -zumindest im Ansatz- ethische Konsequenz für die Tiere. Hinsichtlich des Umgangs mit dem "unvernünftigen Lebewesen" soll der Mensch entsprechend seiner Vernunftfähigkeit handeln: *„Die vernunftlosen Wesen und überhaupt die ganze Sinnenwelt behandle als vernünftiger Mensch, weil ihr die Vernunft fehlt, hochherzig und edel, die Menschen aber, weil sie Vernunft besitzen, behandle mit Liebe“* (ebd., S.91f).

Gemeinsam mit den Philosophen Sextus Empiricus (ca.150- 250), Plotin (ca.204- 270) sowie Porphyrios (234- 301/5) polemisiert der als Philanthrop geltende Philosoph **Plutarch (ca.46- 125)** gegen den stoischen Anthropozentrismus. Ferner empört er sich gegen die rohen Gladiatoren- und Tierkämpfe der Römer. In seiner Schriften "Moralia" thematisiert der Autor seine Ansichten in Form eines Dialoges zwischen seinem Vater Autobulos und dem Freund Sokloros. Sie diskutieren dabei die Gemeinsamkeiten der seelischen Struktur von Mensch und Tier. Ausgehend von der Vorstellung, dass *„alle Tiere irgendwie Verstand besitzen“*, begründet Autobulos ausführlich seine Überzeugung, Tiere seien vernunftbegabt und beseelt (Plutarch, 1979, S.265): *„Denn die Natur, von der man mit Recht sagt, sie mache*

alles zugunsten von und mit Hinblick auf etwas, hat nicht bloß dazu, daß ein passives Substrat von Empfindungen da sei, das Lebewesen mit dem Empfindungsvermögen begabt, sondern der vielen Dinge wegen, die ihm teils arteigen, teils artfremd sind, so dass es schlechterdings nicht überleben könnte, wenn es nicht lernte, vor diesen sich zu hüten, jene sich zuzuführen“. Jedes Lebewesen verfügt über sinnliche Wahrnehmung und Verständigkeit. Durch diese Eigenschaften ist es den Lebewesen möglich, Unverträgliches zu meiden und Verträgliches zu suchen (ebd., S.265ff).

Plutarch betrachtet alle Lebewesen als empfindungsfähig, er hält diese Eigenschaft für eine arteigene und angeborene Fähigkeit. Ganz im Gegensatz zu den Stoikern, aber im Einklang mit den Philosophen Sextus Empiricus und Porphyrios glaubt er an die Vernunftfähigkeit von Tieren. Den Ausdruck ihrer Vernunft meint er im angeborenen "Wissen und Können" der Tiere sowie in deren naturgegebenem "Denken und Planen" zu erkennen. Seine Reden über die Schädlichkeit der Fleischnahrung und die Argumente für den Vegetarismus dürften zu seiner Zeit etwas Außergewöhnliches dargestellt haben, zumal Plutarch kein Verfechter der Seelenwanderungslehre war. Ihm ging es dabei um den Gedanken der Tierschonung, nicht aber um gesundheitliche Bedenken oder mystischen Glauben.

Plutarchs Bedenken über die Tiertötung äußert er in dem Dialog „Unrecht gegen die Tiere“ durch die Stimme des Soklaros: *„...wenn alle Lebewesen am Denken teilhaben; dann nämlich bleibt uns nur die Wahl: entweder ihnen Unrecht zu tun, indem wir sie schonungslos verbrauchen, oder, wenn wir darauf verzichten, uns der Möglichkeit und Mittel zum Leben zu berauben; allenfalls werden wir so wie die Tiere leben, wenn wir den Nutzen, den wir von den Tieren haben können, verschmähen. (...) Ein schwieriges Problem : Wie sollen wir es anstellen, sei`s zu Lande oder zu Wasser, und was für eine Diät können wir uns verordnen, wenn wir daraus, daß alle Lebewesen denkfähig und uns verwandt sind, die Lehre ziehen, dass wir uns ihnen gegenüber in einer für sie unschädlichen und von Rücksicht getragenen Weise zu verhalten haben? Es ist ein durch keine Behandlung zu behebender Notstand bezeichnet mit dem Dilemma: entweder das Leben oder die Gerechtigkeit opfern zu müssen...“* (ebd., S.272). Plutarch folgert aus dieser Misere jedoch nicht den Verzicht der Tötung- oder Nutzung von Tieren schlechthin, sondern wendet sich in erster Linie gegen die „grausame“ Behandlung von Tieren: *„Wir tun kein Unrecht, wenn wir gegen Tiere, die uns schlechterdings nur schaden, ganz hart vorgehen und sie töten, dagegen solche, die zahm und menschenfreundlich sind, für notwendigen Gebrauch zur Mitarbeit abrichten, ein jedes gemäß seiner natürlichen Eignung (...). So dressieren wir uns Wachhunde, melken und scheren Ziegen und Schafe, die wir weiden. Verlieren doch die Menschen nicht das Leben und brauchen nicht zugrunde zu gehen, wenn sie keine Fischgerichte, keine Gänselebern zu essen bekommen, keine Ochsen oder Zicklein für ihre Opferschmäuse geschlachtet werden, und auch nicht, wenn sie keine Zirkussensationen, keine Jagdspäße haben, wobei man die Tiere teils zwingt, auf Tod und Leben zu kämpfen, teils umbringt, ohne daß sie sich, wie sie nun einmal beschaffen sind, auch nur zur Wehr setzen können. (...) Unrecht begeht ja nicht, wer von den Tieren Gebrauch macht, sondern wer es zu deren Schaden, rücksichtslos und mit Grausamkeit tut“* (ebd., S.274f).

Nach Lorenz (2000) hat Plutarch „den Vegetarismus seiner Jugendzeit nicht eingehalten“, er soll sogar in seiner Schrift über Gesundheitsratschläge zu kleinen Fleischmahlzeiten angeraten haben (S.374). Plutarch differenziert offenbar deutlich zwischen den nach seiner

Meinung nützlichen und schädlichen Tieren mit völlig unterschiedlichen ethischen Konsequenzen in der Beurteilung ihres Eigenwertes.

Vergleichbar argumentierte die Gruppe der **Skeptiker**. Die Grundhaltung der skeptischen Philosophen belief sich auf die völlige Zurückhaltung eines Urteils hinsichtlich sittlicher Maßstäbe oder Fakten. In Einklang mit den Epikureern empfanden die Skeptiker den Seelenfrieden als das höchste Gut. Als einziger Skeptiker äußert sich **Sextus Empiricus (ca.150- 250)** zum Mensch- Tiervershältnis. Er widerspricht in seinen Büchern "Grundriss der pyrrhonischen Skepsis" (o.J.) der weitläufigen Meinung, Tiere seien vernunftlos. Am Beispiel der Sinneswahrnehmungen, dem Instinkt- und Jagdverhalten sowie dem Gespür eines Hundes beweist er die „innerlich denkende Vernunft“ des Tieres. Der häufigen Argumentation, das Tier habe kein Sprachvermögen, entgegnet er mit den Argumenten, auch ein stummer Mensch sei nicht vernunftlos und die Laute der Tiere bedeuteten durchaus eine sprachliche Äußerung. Er resümiert: *„Wenn nun die Tiere den Menschen weder an Schärfe der Sinneswahrnehmung nachstehen noch hinsichtlich der innerlich denkenden Vernunft noch auch - um es zum Überfluss zu behaupten- hinsichtlich der sprachlich äussernden, dann sind sie in den Vorstellungen wohl kaum unglaubwürdiger als wir. Das ließe sich vielleicht beweisen, indem man das Argument auf jedes einzelne der vernunftlosen Tiere anwendet. Wer wollte z. B. leugnen, daß die Vögel durch Scharfsinn hervorragen und auch die sprachlich äussernde Vernunft besitzen? Sie, die nicht nur das Gegenwärtige, sondern auch das Zukünftige kennen, und es denen, die sie verstehen können, offenbaren, wobei sie es außer durch andere Zeichen auch durch die Stimme voraussagen“* (aus: Schütt, 1990, S.31). Sextus erachtet Mensch und Tier in ihren Eigenschaften als gleichwertig. Die stoische und aristotelische Definition des Menschen als "vernünftiges sterbliches Lebewesen, fähig zu Vernunft und Wissen" wird von ihm mit dem Hinweis, es gäbe kein nicht- vernünftiges Lebewesen, abgelehnt.

Der Neoplatoniker **Plotin (ca.204- 270)** gilt als letzter griechischer Denker, der ein eigenes philosophisches System aufgebaut hat. Der Ansatzpunkt seiner Lehre ist der Glaube an ein "Urwesen", das, als das "Gute" bezeichnet, die Welt mit einer gemeinsamen Seele versehen habe und somit zu einer Einheit vereinigen ließ. Nach Plotin bildet die Welt ein zusammenhängendes Ganzes, eine Harmonie. Alles Leben ist in seinem Denken beseelt und vernünftig. Die Einheit der Welt umfasst nicht nur die Lebewesen, sondern impliziert auch mystische Elemente wie Götter und Dämonen. Alles Leben ist vernünftig, selbstbewusst und verfügt über ein eigenständiges Leben (Nestle, 1923b., S.313). Ferner lehrt Plotin, dass *„jedes Einzelwesen im Weltall seiner Natur und Stellung entsprechend durch sein Tun und Leiden seinen Beitrag zum Ganzen leistet“* (ebd., S.327). Plotin weist den Tieren eine feste Position im Gefüge seiner Weltvorstellung zu. Er beruft sich dabei nicht auf eine Stufenfolge, sondern sieht die Lebewesen vielmehr nebeneinander. Aus dieser Vorstellung leitet er jedoch keine praktischen Konsequenzen zum Umgang mit dem Tier ab.

Plotins Schüler **Porphyrrios (234- 301/5)** glaubt an die Seelenwanderung, die er jedoch nur auf menschliche Körper beschränkt. Er tritt für die Enthaltung fleischhaltiger Speisen ein, da er zum einen an die Verwandtschaft zwischen Tieren und Menschen glaubt, und zum anderen die Tiere für vernunftbegabt erklärt. Diese Anschauungen beinhalten die Ablehnung blutiger Tieropfer. Zugleich ist Porphyrios einer der letzten Philosophen, der an der polytheistischen Religion (= Vielgötterei) festhält (Nestle, 1923a, S.147f).

3.1.3 Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung mit der Beziehung des Menschen zum Tier wurde im Altertum in vielfältiger und differenzierter Art und Weise geführt. Im Wesentlichen können folgende Gedankengänge zusammengefasst werden:

- von Homer und auch Platon wurde das Tier als Symbolfigur für menschliches Handeln betrachtet.
- Die Frage, ob Tiere einen Rechtsanspruch haben, wurde von mehreren Autoren aufgegriffen. Den Autoren Hesoid, Epikur und Hermarchos, Chrysippos zufolge haben nur Menschen Anteil am Recht. Als Gründe dafür werden fehlende Vernunft, göttliche Weisung oder aber eine mangelnde Vertragsfähigkeit von Tieren angesehen.
- Alkmaion von Kroton, Heraklit von Ephesos und der Stoiker Panaitios betrachten die Lebewesen in einer hierarchischen Stufenfolge angeordnet. Die Position des Menschen wird zwischen Gottheit und Tier angenommen.
- Religiös bzw. esoterisch beeinflusste Denker wie die Orphiker, Pythagoreer oder Empedokles von Agrigent oder Porphyrios glauben an die Reinkarnation der menschlichen Seele im tierischen Körper. Sie folgern daraus das Verbot, tierische Produkte zu verzehren.
- Die Auffassung, Tiere lebten ohne Verstand, wurde – in der gesichteten Literatur erstmals im 3. vorchristlichen Jahrhundert geäußert. Die Vernunftfähigkeit der Menschen wurde von den Epikureern, Platon, Aristoteles sowie den Stoikern Kleanthes von Assos und Chrysippos als das entscheidende Unterscheidungskriterium zur Bewertung des tierischen Lebens herangezogen.
- Um 500 v. Chr. nahm der Mensch die Entwicklung seiner Kultur wahr und verwendet diese Erkenntnis als ein Motiv zur Abgrenzung vom Tier. Philosophen wie Alkmaion von Kroton, Archealos und Protagoras von Abdera betrachten das tierische Leben als minderwertig. Ihrer Ansicht nach hat der Mensch das Tiersein überwunden. Infolgedessen bekommt der Mensch die Vernunftfähigkeit zugesprochen.
- Die Vorstellung, dass Mensch und Tier aus den gleichen „Stoffen“ bestehen, wird von Diogenes von Apollonia, Demokrit von Abdera und Poseidonis aus Abdera vertreten
- Den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier sehen Diogenes von Apollonia, Platon, Aristoteles und Poseidonis aus Abdera in Körperhaltung und Körperbau begründet. Aufgrund ihrer zum Boden orientierten Körperhaltung sollen sich die Tiere in niedriger Position befinden und über weniger oder gar keine Denkfähigkeit verfügen.
- Philosophen wie Demokrit von Abdera, Diogenes von Sinope, Plotin, Plutarch, Sextus Empiricus und auch der Dichter Menander betrachten Tiere als Vorbilder für den Menschen. Desweiteren erachten sie Tiere als vernunftfähige Geschöpfe. Eine konkrete Forderung zum schonenden Umgang mit dem Tier artikulieren als einzige Plutarch und Marc Aurel im ersten und zweiten Jahrhundert.

- Vornehmlich die Stoiker sehen im Tier ein Lebewesen mit Bewusstsein und Selbstzweck. Das Tier erscheint als ein Teil des Naturgefüges, der Mensch als Herrscher der Natur.

Die Äusserungen der Philosophen zum Tier können als Argumentation dafür angesehen werden, eine Trennung von Mensch und Tier zu begründen. Die Überlegungen, warum Tiere die unterlegenen und Menschen die überlegenen Geschöpfe sein sollten, sind außerordentlich divergent. Die wichtigsten Thesen sind:

- Menschen sind auf Seiten der Götter (Platon, Aristoteles, Stoiker).
- Nur Menschen verfügen über das -vermeintliche- Privileg der Vernunft (Platon, Aristoteles, Stoiker, Epikureer).
- Der Mensch befreit sich vom tierischen (tierhaften) Leben und entwickelt eigene Kulturgüter, welche ihn über das Tier erheben (Alkmaion von Kroton, Archealos). Als "Mängelwesen" und nur mit "Kunstfertigkeit", ausgestattet gelingt es dem Menschen, Kultur und Recht zu entwickeln (Protagoras von Abdera).
- Durch ihre aufrechte, himmelwärts gerichtete Gestalt hat der Mensch die Nähe zum Göttlichen (Diogenes von Apollonia, Platon, Aristoteles, Stoiker).
- Aufgrund fehlender Vernunft können Tiere keine Vertragspartner darstellen und sind somit rechtlos (Hesoid, Epikureer, Stoiker).
- Tiere gehören zu den Geschöpfen, die zum Dienen bestimmt sind (Aristoteles, Stoiker).

Bei den als zunächst tierfreundlich erscheinenden Gedanken handelt es sich vorwiegend um Argumente, bei denen das Tier eine Symbolfunktion erhält oder aber um Aussagen ohne relevante Forderungen für den Umgang mit dem Tier:

- Die Seelenwanderungsgedanken schließen zwar die Tiertötung aus, können aber nicht als tierfreundlich gelten, da sie aus der Befürchtung resultieren, er handele sich bei dem jeweiligen Tier indirekt um einen Menschen
- Die von dem Stoiker Poseidonis aus Abdera vertretene Zurückhaltung beim Genuss tierischer Lebensmittel geschieht nicht der Tiere wegen, sondern vielmehr, um den Menschen vor Verrohung zu schützen.
- Die von dem Skeptiker Sextus Empiricus vertretene These, Tiere seien vernünftig und selbstbewusst, bleibt ohne relevante Forderung.
- Die von dem Dichter Menander und dem Kyniker Diogenes von Sinope vertretene Maxime, Tiere als ein Vorbild zu betrachten, stellt eine Instrumentalisierung des Tieres dar. Sie sollen dafür dienen, die von den Kynikern propagierte Lebensführung zu etablieren. Tiere stellen in diesem Sinne einen sinnbildlichen Vergleich für den Menschen dar.

Allein die Überlegungen von Plutarch erscheinen als reflektierte Wahrnehmung der Tiere als empfindungsfähige und ihrer Natur entsprechend vernünftige Lebewesen. Seine Auseinandersetzung mit der Problematik der Tierhaltung und -tötung mündet in der

konkreten Forderung, Tiere vor grausamer Behandlung zu schützen. Widersprüchlich bleibt die Differenzierung in "gute" und "schlechte" Tiere, weil sie die Konsequenz hat, Tiere „ohne Unrecht“ töten oder nutzen zu können.

Inwieweit die Positionen der Philosophen des Altertums von den Denkern selbst entwickelt wurden, ist ungeklärt. Möglicherweise sind sie von früheren Denkern vollständig oder teilweise übernommen und fortgeführt worden.

3.2 Zur Tierhaltung und -nutzung

Germanen, Römer und Griechen lebten nicht nur in verschiedenen Siedlungsräumen, es gab auch wesentliche kulturelle Unterschiede. Aus diesem Grunde sollten die Kulturkreise voneinander getrennt betrachtet werden. Anhand der überlieferten Literatur ist der Einblick in die germanische und griechische Landwirtschaft gegenüber der römischen eher spärlich. Da die römische Landwirtschaft für die Entwicklung der germanischen ab dem frühen Mittelalter eine wichtige Rolle spielt, werden in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich die römischen Autoren berücksichtigt.

3.2.1 Zur Quellenlage der Germanen

Der heutige Kenntnisstand über die Germanen resultiert vor allem aus archäologischen Funden und Überlieferungen anderer Völker. Die Germanen selbst haben keine schriftlichen Quellen hinterlassen. Als wichtiger Chronist gilt der Römer **Publius Cornelius Tacitus (ca. 56 -120)**. Da seine Ausführungen zum germanischen Volk auffallend geringschätzig sind, sollten sie mit kritischer Distanz betrachtet werden. Nach Tacitus ist das germanische Gebiet allgemein „*grauerregend wegen seiner Wälder oder häßlich wegen seiner Moore*“ (1988, S.73). Es sei ferner „*reich an Vieh, das aber meist kleinwüchsig ist*“. Weder Pferde noch Rinder wären schön anzusehen und den Rindern fehlen sogar die Hörner, ihr „*stattliches Attribut*“. Nur die Anzahl der Tiere sei der Germanen einzige Freude, „*ist Vieh doch ihr einziger und schönster Reichtum*“ (ebd.).

Das Spektrum der wirtschaftlich genutzten Tiere glich weitgehend dem der Römer und Griechen. Lediglich Esel und Maultier wurden in geringerem Umfang gehalten (Fißelmann, 1922, S.25 und 53). Die Tiere lebten vor allem auf der Weide, eine Stallhaltung war eher selten anzutreffen (ebd., S.16 und 25; Vgl. Herrmann, 1985, S.64). Es ist zu vermuten, dass die Wiederkäuer und Pferde im Winter vorwiegend mit Heu und Stroh versorgt wurden. Schweine hingegen erhielt man vermutlich mit Haushaltsabfällen, sofern sie nicht frei liefen (Fißelmann, 1922, S.55).

Eine wesentliche Bedeutung hatten Tiere im germanischen Opferkult. Dabei wurden zu Ehren der Götter alle Tierarten und auch Menschen, geopfert. Tacitus berichtet: „*Von den Göttern verehren sie besonders Merkur und halten es für ihre heilige Pflicht, ihm an bestimmten Tagen Menschenopfer darzubringen. Den Herkules und den Mars dagegen suchen sie nur mit den erlaubten Tieropfern gnädig zu stimmen*“ (ebd., S.77).

Eine besonders wichtige Rolle spielte das Pferd in der germanischen Mythologie. Es galt als ein heiliges Tier. Nach Schulze (1995) stellte man sich in der germanischen Religion die meisten Götter beritten vor (S.32). Den Gott Wodan dachten sich die Germanen auf einem

Pferd durch die Lüfte reitend. Ihm wurden häufig Pferde geopfert. Das Pferde heilige Tiere Wodans waren, wird nach Mildenerger (1972) durch die Häufigkeit von Pferdeknöcheln in den Opferfunden bestätigt, wobei es sich zumeist um Schädel und Extremitäten gehandelt haben soll (S.92). Froehner (1952) bezeichnet das Pferd als „des Germanen Schatz und Stolz, die schönste Gabe, das Brautgeschenk, das wertvollste Opfertier.... Sein Pferd folgte ihm mit ins Grab" (S.173).

Auch das Schwein hatte eine große Bedeutung im Opferkult. Nach Herrmann (1985) "erfreute" es sich in Germanien einer besonders hohen Achtung, da es als Symbol für Frieden und Fruchtbarkeit diente sowie ein beliebtes Opfertier war (S.64).

Den Angaben von Marian (1906) folgend, wurden Gänse als Erntedankopfer zu Ehren der Götter Wodan und Thor dargebracht. Die Sitte, Gänse im November zum Geburtstag des hl. Martin zu verzehren, entstand im 5.Jh. (S.4).

Über Umgang sowie Pflege der landwirtschaftlich genutzten Tiere oder das Mensch- Tier-Verhältniss der Germanen vermitteln die wenigen hinterlassenen Quellen keine aufschlussreichen Auskünfte. Umso erstaunlicher erscheint daher das Resümee von Froehner (1952), nach dem der Germane den Haustieren einen besonders hohen Wert beimaß. So sei es „selbstverständlich, daß er bemüht war, es vor Schaden und Verlust zu bewahren. Um die Tierpflege bemühten sich der Hausherr, die Hausfrau und das Gesinde. Sogar die Gottheit ließ man sich um das Wohl der Haustiere bekümmern" (S.175). Auch Settegast (1865) ist überzeugt, dass der damalige Landwirt sich der Pflege seiner Tiere „mit liebevollem Fleisse unterzog“, weil diese ihm „kaum weniger theuer waren“ als seine Familie (S.18). Um solche Behauptungen zu prüfen, besteht noch erheblicher Forschungsbedarf. Anhand der vorliegenden Quellen können keine gesicherten Angaben über die Mensch- und Tier- Beziehung der germanischen Völker gemacht werden.

3.2.2 Zur landwirtschaftlichen Tierhaltung und -nutzung der Römer und Griechen

Vorwiegend bei den Römern finden sich reichlich Literaturquellen mit Darstellungen landwirtschaftlicher Verhältnisse. Hier zitiert werden: **Cato (234- 149v. Chr.)**, **Varro (116- 26 v. Chr.)**, **Plinius (23/24 - 79)**, **Columella (ca.100)**, der Dichter **Vergil ("Maro", 70– 19 v. Chr)** und **Palladius (ca.400)**. Eine weitere Quelle ist ferner die **Geoponica**, ein Sammelwerk landwirtschaftlicher Autoren Griechenlands aus dem 3- 4 Jh.. Die Geoponica wurde im 6- 7 Jh. von **Cassius Bassus Scholasticus** zusammengestellt. Eine Übersetzung der Geoponica in die deutsche Sprache lieferte erstmals **Michael Herr** im Jahre 1554. In der vorliegenden Arbeit wird die Übersetzung der Geoponica von 1554, sowie Dissertationen aus dem 20.Jh. berücksichtigt, welche Teile der Geoponica aus einer anonymen Quelle um 950 übersetzen. Die Verwendung beider Übersetzungen wurde notwendig, da sich zeigte, dass die Übersetzung von Herr einen größeren Umfang hat und einige Zitate enthält, welche in den modernen Übersetzungen keine Berücksichtigung gefunden haben.

Die ganzjährige Weidehaltung war die originäre Form der Tierhaltung. Dabei waren sich die Tiere entweder selbst überlassen oder wurden von einem Hirten beaufsichtigt. Sie suchten sich ihr Futter auf Grünflächen oder im Wald. Diese Haltungsform erhielt sich größtenteils bis in die Neuzeit hinein. Um die Tiere vor Raubtieren zu schützen und das Weglaufen zu verhindern, errichtete man zunächst umzäunte Viehstellen. In den winterkalten Gebieten

Europas wurden vermutlich einfache, überdachte Konstruktionen für die Unterbringung der Tiere im Winter errichtet. Des öfteren wurden auch sog. "Wohnstallhäuser", bestehend aus jeweils einem Wohn- und Stallteil, nachgewiesen. Solche Gebäude wurden vor allem in der Eisenzeit sowie in der römischen Kaiserzeit benutzt (Benecke, 1994a, S.162).

Eine besondere Form der Weidehaltung war die Transhumanz. Dabei wurden Tierherden, besonders Wiederkäuer, auf verschiedene, weit auseinanderliegende Weiden getrieben und von Teilen der Bevölkerung begleitet. Diese bäuerliche Wirtschaftsform praktizierte man vermutlich schon im Neolithikum, sie wurde hauptsächlich in den alpinen Gegenden betrieben (Benecke, 1994a, S.168).

Wichtige Hinweise über das Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Alltag römischen Landlebens können teilweise aus dem überlieferten Gesetz entnommen werden. Die ersten Aufzeichnungen römischen Rechtes erfolgten um 450 v.Chr. in Form der Ädilischen Edikte. Tiere wurden hier insofern berücksichtigt, als dass sie Sachen gleichgestellt waren. Hauptsächlich bezogen sich die Gesetze auf den Handel mit Vieh und Sklaven. Wobei unter Vieh Rinder und Pferde verstanden wurde, Ein Verkäufer haftete für die beim Verkauf vorhandenen "Mängel" eines Tieres. Während ein Käufer im "Schadensfall" Wertminderung oder Wiederherstellung des früheren Zustandes einklagen konnte (Fröhner, 1910, S.1f).

3.2.2.1 Zur Haltung und Nutzung von Rindern

Die Rinderhaltung stellte bei den Römern die wesentliche Grundlage der Haustierhaltung dar. Das Rind stand aufgrund seines hohen Ansehens unter allen Haustieren an erster Stelle (Columella, 1972, S.192). Es war gebräuchlich, die Rinder zusammen mit Schafen, Schweinen und Geflügel in einer Herde unter Aufsicht eines Hirten auf der Dorfmark zu hüten (Froehner, 1952, S.175).

Den Angaben von Benecke (1994a) folgend, hatten die Rinder eine Körpergröße von etwa 100- 150 cm und ein durchschnittliches Gewicht von 150Kg (S.274). Gemäß Plinius erreichten Kühe ein maximales Alter von fünfzehn und Stiere von zwanzig Jahren (1976, S.131).

Die Weidehaltung der Rinder wird von den römischen Agrarschriftstellern häufig thematisiert. So empfiehlt Varro: „Wenn sie (die Rinder) im Winter längs des Meeres überwintern, werden sie in der Sommerhitze auf reichbelaubte Berge getrieben" (1997, 155f). Nach den Angaben von Varro wurden Rinder gelegentlich bei großer Hitze im Stall gehalten, um ihnen Schutz vor Insekten zu gewähren: „Auf ihren Boden soll man Laub oder sonst etwas als Unterlage breiten, damit sie bequemer ausruhen können. Im Sommer hat man sie zweimal zur Tränke zu treiben, im Winter einmal“ (ebd., S.156).

Etwa ein Jahrhundert zuvor hält der Autor Cato hält es für unangebracht, die zur Arbeit eingesetzten Rinder im Sommer weiden zu lassen, „denn wenn sie Grünzeug fressen, erwarten sie es immerfort, und sie müssen Maulkörbe haben, damit sie nicht dem Gras nachgehen, wenn sie pflügen". Arbeitende Tiere sollen nach seiner Auffassung nur in der Winterzeit weiden, wenn sie nicht zum Pflügen herangezogen werden (2000, S.79).

Nach den Angaben von Columella folgen die Kühe am Abend dem Klang des Hornes und sammeln sich in ihrem Revier. Bullen hingegen halten sich üblicherweise in den Wäldern auf und werden nur zur Begattung geholt (1972, S.209).

Das Vertrauen der weidenden Rinder gegenüber ihren Hirten wird von Florentinus dokumentiert: *„Die Rinder erkennen die Stimme des Hirten, kommen zusammen, wenn sie mit ihrem Namen gerufen werden und wenden sich den Befehlen des Hirten zu/ führen die Befehle des Hirten aus“* (In: Wappmann, Geoponica, 1985, S.73).

Über den Stallbau finden sich bei den römischen Agrarschriftstellern zahlreiche Instruktionen. Die Ratschläge reichten vom Standort des Stalles über die klimatischen Verhältnisse bis hin zu Angaben der Maße für die Aufstallung der einzelnen Tiere.

Nach Columella soll man dem Vieh Ställe bauen, die *„weder unter Kälte noch unter Hitze leiden; die Arbeitstiere erhalten doppelte (Ställe) für (den) Winter und (den) Sommer, das übrige Vieh aber, das auf den Gutshof gehört,(erhält) teils gedeckte Plätze, teils (Plätze) unter freiem Himmel mit hohen Wänden umzäunte Gehege, damit es dort im Winter, hier im Sommer durch Raubtiere ungefährdet ruhen kann. Ställe sind geräumig und so anzulegen, daß keine Feuchtigkeit eindringen kann und alle Nässe, die sich innen sammelt, möglichst schnell abfließt; sonst leiden ...die Hufe der Tiere“* (ebd., S.61). Gesteigerten Wert legt der Autor auf eine angemessene Stallgröße, damit die Tiere ausreichend Platz zum Niederlegen haben. Zudem soll das Stallpersonal gleich neben der Stallung wohnen, *„damit sie zu deren Besorgung gleich hinauslaufen können“* (ebd.).

Zum Stallbau kommentiert der Autor Palladius um 400 n.Chr.: *„Den Ochsen bieten 8 Fuß [1Fuß= 30,48 cm. Anm. der Verf.] je Paar in der Breite und 15 Fuß in der Länge zum Stehen reichlich Platz“* (zitiert nach Flach, 1990, S.206). Seiner Auffassung nach soll der Stall nach Süden und dadurch unmittelbar auf die Sonne ausgerichtet liegen, damit die Tiere nicht frieren (ebd., S.208).

Grundlage der Tierernährung stellte bei den Römern im wesentlichen die Weidehaltung dar. Schweine wurden zur Futtersuche in die Wälder getrieben. Der Anbau von Futterpflanzen, insbesondere Getreidearten und Leguminosen, spielte eine wichtige Rolle. Im Winter wurden die Tiere zumeist im Stall gehalten. In begrenztem Umfang bildete man Vorratshäuser für Winterfutter, es wurden Laub, Zweige und auch Heu gelagert (Benecke, 1994a, S.168- 173).

Hinweise auf eine winterliche Fütterungsproblematik für die römischen Gebiete finden sich bei den römischen Agrarschriftstellern kaum.

Der Tierernährung wurde hohe Aufmerksamkeit geschenkt. In den Schriftquellen wird die Ernährung der Rinder in Ochsen, Kühe und Stiere getrennt behandelt. Da die Ochsen die wichtigsten Arbeitstiere waren, erhielten sie ein besonderes Futter. Die Art der Fütterung war weitgehend von der Jahreszeit und der Arbeitsbelastung abhängig. Nach Columella sollen die Rinder *„bei Kälte unter Dach kommen“*, wobei für diesen Fall Strohvorräte bereit stehen sollten. Hinsichtlich der Fütterung führt er aus: *„Wenn eine Gegend reichlich Grünfutter bietet, so zweifelt niemand, daß dieses den anderen Futterarten vorzuziehen ist (...). Wenn das Land trockener ist, müssen die Ochsen aus der Krippe fressen, und man gibt ihnen Futter, wie es die Gegend bietet; das beste ist ohne Frage gebündelte Wicke, Platterbse und ebenso das Wiesenheu. Weniger dienlich ist den Ochsen die Spreu, die überall- und in manchen Gegenden allein- aushelfen muß“* (1972., S.196). Ähnlich äußert sich Cato: *„Den Rindern gib Laub von Ulmen, Pappeln, Eichen, Feigenbäumen, solange du davon hast“* (ebd., S.55).

Eine umfassende Anleitung zur Versorgung der Rinder findet sich in der Geoponica. Democritus (1554) führt dies wie folgt aus: „*Im Winter soll man den rindern nach Mitternacht so der Han kraet/ zuessen geben/ unnd am morgen so der tag anbricht/ dann soll mans auch träncken. Und so es abent wirt/ soll ma jnen das übrig futter auch geben. Im Sommer gibt man jnen zum ersten zuessen/ so der tag anbricht/ ueber eine gutte weil zum andernmal / und dann über träncket man sy auch/ unn so es umb vesper zeyt wirt/ so gibt man jhnen zum dritten mal/ und träncket sy wider. Im Winter soll man ihnen warm wasser zutrincken geben/ im sommer laws*“ (In: Cassus Bassus, Geoponica, 1554, o.S.).

Soll eine Kuh aber gedeckt werden, so hält Florentinus es für ratsam, sie vier Wochen vor dem Decken nicht übermäßig zu füttern, um so ihre Empfängnis zu steigern (In: Wappmann, Geoponica, 1985, S.72). Die laktierenden Muttertiere soll der Landwirt nach der Ansicht von Didymus „*mitt guttem Klee füttern/ darvon gewinnen sy vil milch*“ (In: Cassus Bassus, Geoponica, 1554, o.S.). Stiere, die zum Decken gehalten wurden, erhalten zur Sättigung neben Weidegras auch Kichererbsen, Bohnen oder eingeweichte Gerste (In: Wappmann, ebd., S.74).

Die Aufzucht der Kälber durch das Muttertier war die übliche Haltungsform. Varro beschreibt die Versorgung von Jungtieren umfassend. Um die Kälber vor den Müttern zu schützen, schlägt Varro vor, sie nachts von ihnen zu trennen: „*Solange die Kälber Milch saufen, sollen sie nicht gemeinsam mit den Muttertieren schlafen; sonst werden sie nämlich zertrampelt. Zu ihnen hat man sie morgens zu führen und wenn sie von der Weide zurückgekehrt sind. Sobald die Kälber herangewachsen sind, hat man die Muttertiere dadurch zu entlasten, dass man ihren Jungen frisches Grünfutter in Krippen vorsetzt*“ (1997., S.157). Diese Auffassung wird um 1300 von Petrus de Crescentiis übernommen.

Die Kastration der Kälber empfiehlt Didymus im Alter von zwei Jahren vorzunehmen, nicht aber später. Die Wundversorgung soll zunächst mit Asche und „Bleiweiss“ erfolgen und nach drei Tagen durch eine Wundaufgabe aus Harz, Asche und Öl ersetzt werden (In: Cassus Bassus, 1554, o.S.).

Zur Pflege der Rinder finden sich in der vorliegenden Literatur vereinzelt Hinweise. Cato stellt diesbezüglich fest: „*Es gibt nichts, was mehr nützt als gute Rinderpflege*“ (2000, S.79). Vor allem auf die Pflege der Ochsen soll man „*mit größter Sorgfalt*“ achten: „*Gegen die Ochsenwärter musst du teilweise nachsichtig sein, damit sie die Ochsen williger pflegen (...). Dem Kleinvieh und den Rindern soll ordentlich eingestreut und ihre Hufe sollen gepflegt werden*“ (ebd., S.25). Die Anweisungen zur Pflege der Rinder beziehen sich in erster Linie auf die zur Arbeit genutzten Tiere. Columella empfiehlt, die Stiere beim Pflügen öfter pausieren zu lassen. Während jeder Rast soll ihnen das Joch gelockert werden, „*damit sich ihre Hälsen abkühlen*“ und sich keine „*Geschwüre*“ entwickeln. Generell sei beim Pflügen eine Zugstrecke über einhundertzwanzig Fuß „*für die Tiere zuviel*“ (ebd., S.77). Nach dem Ausspannen soll der Pflüger sie striegeln, massieren und ihnen bei Überhitzung „*reinen Wein in den Schlund gießen*“. Nach getaner Arbeit ist eine hinreichende Versorgung mit gutem Futter und Wasser obligat (ebd.).

Cato betont die Pflegebedürftigkeit der Rinderklauen: „*Damit sich die Ochsen ihre Füße nicht unten aufscheuern, musst du, ehe du sie irgendwohin auf den Weg treibst, mit flüssigem Pech ihre Hufe unten einschmieren*“ (2000, S.91).

Zur Gesunderhaltung der Tiere wurden viele Rezepte hinterlassen, welche oftmals in religiösem Kult und Mythos wurzeln. Cato beschreibt zahlreiche Rezepte zur Krankheitsprophylaxe und Therapie der Rinder. Als wichtig erachtet er dabei, dass eine Kräutermischung „ohne Berührung des Bodens gesammelt, zerrieben und eingegeben werden muss (...). Wer diese Medizin eingibt, solle nüchtern sein“ (ebd., S.89).

Zur Metaphylaxe schlägt Cato vor, dem Rind ein Hühnerei zu geben. „Tags darauf zerreiße einem Lauchkopf mit einer Hemina Wein und sieh zu, dass es alles austrinkt; man soll ohne Berührung der Erde reiben und mit einem hölzernen Gefäß eingeben“ (ebd., S.91; Vgl. Columella, 1972, S.197).

Nach Democritos soll der Landwirt den Rindern „das Maul oft mit bruntz außwäschen/ unnd schleym und geyfer herauß seübern“ (In: Cassius Bassus, Geoponica, 1554, o.S.). Damit ihnen die tägliche Arbeit keinen Schaden bringe, soll der Landwirt eine Mischung aus Terpentin und Öl sieden und den Rindern auf die Hörner auftragen (ebd.).

Um für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Tiere zu bitten, wurden bei Griechen und Römern auch Opfer für die Tiere gebracht. Froehner (1952) zitiert dazu den griechischen Schriftsteller Ailianos (um 300 v.Chr.): „Auch Tiere sind der Wohltat teilhaftig, dass Götter für sie sorgen und sie nicht verachten. Obgleich die Tiere der Vernunft entbehren, fehlt ihnen doch nicht die Einsicht und das Wissen um sie selbst“ (S.65). Die Götterwelt der Griechen stand in enger Beziehung zu den Tieren. Griechische Heilgötter wurden in enger Verbindungen zu Tieren gesehen und bestimmte Tierarten wurden ihnen eigens gewidmet. Die Opfergaben beliefen sich nicht unbedingt auf Tiere, sondern auch auf Getreide und Wein. Zur Gesunderhaltung der Rinder statuiert Cato folgende Opfermethode: „Dem Mars und Silvanus mache im Wald bei Tageslicht für jedes Stück Vieh ein Opfer; 3 Pfund Dinkel und 4,5 Pfund Speck und 4,5 Pfund Fleisch, 3 sextar Wein; das sei dir erlaubt, in den Topf zu werfen, und den Wein kannst Du ebenso in ein Gefäß schütten. Diese Opfer darf ein Sklave oder ein Freier darbringen. Wenn die heilige Handlung geschehen ist, musst du sofort an Ort und Stelle alles verzehren lassen...“ (ebd., S 97).

Hinsichtlich der Nutzung von Rindern stand anfänglich die Verwendung des Fleisches im Vordergrund. Ab dem 4.Jt.v. Chr. spielte darüber hinaus auch die Nutzung der Zugkraft eine gewichtige Rolle (Benecke, 1994a, S.122 und 143) Kuhmilch wurde bei den Römern kaum genossen, sie diente vielmehr der Aufzucht von Kälbern (Vgl. Columella, 1972, S.210).

Die Verwendung der Rinder dürfte bei Römern und Griechen etwa gleichartig gewesen sein. Im Wesentlichen belief sich die Nutzung der Tiere neben der Mast in der Arbeit an Joch und Pflug. Ein wichtiger Hinweis für beide Nutzungszwecke findet sich im hohen Schlachtalter sowie der häufig durchgeführten Kastration der Tiere, was sich anhand osteozoologischer Funde rekonstruieren läßt. Dass neben Ochsen sporadisch auch Kühe zum Ziehen verwendet wurden, belegen Funde von Hornzapfen, welche durch die erfolgte Anspannung Einschnürungen aufweisen (Benecke, 1994b, S.156).

Bei den Einspannvorrichtungen handelte es sich meist um Nackenjoche, welche mittels Seilen an die Hörner der Zugrinder geschnürt waren. Desweiteren wurden auch Hals- und Stirnjoche verwendet oder die Anspannung erfolgte mit einfachen Stricken, die um die Hörner gewickelt wurden. Unter welchen Anstrengungen die Zugtiere arbeiten mussten, verdeutlicht der Hinweis von Becker- Dillingen (1935), nach dem es in der römischen

Landwirtschaft vorkam, dass die Tiere aufgrund der Überlastung tot zusammenbrachen (S.245).

Nach den Vorstellungen von Columella sind Ochsen für die Arbeit besonders geeignet, *„wenn sie eher ruhig als erregt sind, aber doch nicht faul, wenn sie wohl Schläge und Anschreien fürchten, im Vertrauen auf ihre Kraft indessen sich aus nichts, was sie hören oder sehen, schrecken lassen, wenn sie keine Angst haben, in Flüsse zu gehen oder Brücken zu betreten, wenn sie viel fressen, aber langsam kauen“* (1972, S.195).

Die Rinder hatten generell ein höheres Ansehen als andere Tiere. Cato zufolge werden Ochsen an Festtagen im Gegensatz zu anderen Tieren geschont: *„Für Maulesel, Pferde, Esel gibt es keine Feiertage, außer wenn das Gesinde feiert“*. Ochsen können zwar eingespannt werden, doch sie dürfen nur Getreide transportieren (2000, S.135).

Hinsichtlich der Rindermast vertritt Plinius die Meinung, Kühe würden *„durch Waschen mit warmen Wasser Fett ansetzen“*. Gleichmaßen werde die Mast beschleunigt, *„wenn man die Haut aufschneidet und mit einem Rohr Luft in die Eingeweide bläst“* (1976, S.131).

Nach Maro sollte die jeweilige Verwendung der Rinder bereits frühzeitig festgelegt werden. Hintergrund dieser Maßnahme war vermutlich die Tatsache, dass bei den zur Arbeit vorgesehenen Tieren mehr Mühe auf deren Zahmheit und Folgsamkeit gelegt werden musste, als bei den Tieren, die für die Fleischgewinnung vorgesehen waren. Er führt dazu aus: *„Nach dem Kalben gilt jegliche Sorge den Kälbern; sogleich brennt man ihnen ein Verwendungs- und Herdenzeichen ein, bestimmt auch, ob man sie zur Nachzucht der Herde verwenden will oder als geweihte Tiere den Altären vorbehalten, oder ob sie die Erde aufreißen und die starrenden Flur in Schollen brechen und pflügen sollen. Das übrige Vieh weidet auf grünem Anger. Die Tiere, die Du zu Landbau und Feldarbeit abrichten willst, nimm schon als Kälber in Zucht, und beginne sie planvoll zu zähmen, wenn das Herz der Jungtiere noch fügsam und ihr Alter noch lenkbar ist...“* (1994, S.83)

Columella hält es für sinnvoll, Jungrinder nicht vor einem Alter von 3 Jahren zu Arbeit abzurichten. Er gibt Ratschläge, mit welchen Mitteln die Tiere ans Joch zu gewöhnen seien. Sofern die Tiere *„sanft“* und *„friedlich“* sind, trete man mit ein paar *„gleichsam schmeichelnden Worten“* an sie heran. Sind sie jedoch unwillig und wild, so empfiehlt er, sie mit einem *„Mindestmaß von Schlägen“* zur Folgsamkeit zu erziehen (ebd., S.194). Ferner rät er, Jungochsen gemeinsam mit eingearbeiteten Tieren anzuschirren. Sollte ein Ochse arbeitsunwillig sein, könne man anstelle von *„Rohheiten“* besser seine Beine fesseln, um ihn somit *„aus Hunger und Durst an seine Pflicht zu bringen“* (ebd., S.195).

Dass die Römer bereits eine gezielte Rinderzucht betrieben haben, belegen die Agrarschriftsteller in ihren Werken. Ein brauchbarer Deckstier zeichnet sich nach Columella durch einen stark bemuskelten Nacken aus sowie über eine Statur, die *„zum Bespringen der weiblichen Tiere geschickt ist“*. Seine Zuchtnutzung dürfe zwischen dem vierten und dem zehnten Lebensjahr erfolgen. Weibliche Tiere sollen u.a. von *„hohem und langgestrecktem Bau“* sein und zwischen zwei und zehn Jahren zur Fortpflanzung benutzt werden (ebd., S.207f).

Varro glaubt, das Geschlecht eines zu erwartenden Kalbes unmittelbar nach der Zeugung zu wissen: *„Ob ein männliches oder weibliches Rind gezeugt wurde, zeigt der Stier in dem Augenblick an, in dem er von der Kuh herabsteigt, nachdem er sie begattet hat. Denn wenn*

es ein männliches Rind ist, zieht er mehr nach rechts ab; ist es aber ein weibliches, mehr nach links“ (1997, S.156).

Das Opfern von Rindern (und auch anderer Tierarten) war im Opferkult eine gängige Praxis. Die Tiere wurden zu Ehren der Götter oder aus anderen Intentionen wie z.B. zum Schutz vor Krankheiten geopfert. Nach Plinius „*stammen die fettesten Opferstücke*“ von den Stieren und sie symbolisierten „*die kostbarste Versöhnung mit den Göttern*“ (1976, S.135). Es wurden zahlreiche Götter zu unterschiedlichen Zwecken verehrt. Beispielsweise brachte man für Pales, der Göttin der Herden, Milchopfer dar. Zu Ehren des Consus, dem Gott der guten Ratschläge, hielt man Wettkämpfe der Pferdegespanne ab, weil man glaubte, die schnelle Bewegungen der Tiere bewahre sie vor Krankheiten. Ferner glaubte man an Faune, in deren Interesse das Wohlergehen der Herden stand (Fröhner, 1952, S.114f). Wie grausam solche Opferzeremonien sein konnten, veranschaulicht Froehner (1952) im folgenden: „*Am 15. April wurde in der Kaiserzeit zu Rom der Ceres eine tragende Kuh geopfert, das aus dem Leibe geschnittene Kalb auf dem Altar verbrannt, sie sollte durch dieses Opfer bewogen werden, das seuchenhafte Verkalben zu verhüten*“ (S.114).

In der römischen Kaiserzeit waren neben dem Opferkult bekanntlich auch Tierspiele und Hetzen gängig. Derartige Veranstaltungen dienten in ihrer heute unvorstellbaren Grausamkeit der reinen Unterhaltung römischer Nobiles. Eine Verwendungsmöglichkeit von Stieren in derartigen Zirkusspielen dokumentiert Plinius, nach dem in Griechenland und Rom als ein „*Schauspiel*“ galt, auf einem Pferd reitend, „*die Stiere am Horn durch Verdrehung des Halses zu töten*“ (ebd., S.133).

3.2.2.2 Zur Haltung und Nutzung von Schweinen

Während das Schwein in einigen Kulturen (z.B. in Ägypten) als unrein galt, wurde es bei den Völkern des heutigen europäischen Kulturkreises aufgrund seiner Nutzungsmöglichkeiten hoch geschätzt. Die Tiere waren in der Jungstein- und Bronzezeit verhältnismäßig groß, sie wurden erst zu Beginn der Römerzeit, also um etwa 100 v.Chr., kleiner. Nach Schulze (1995) erreichte das Schwein „*bei einer Widerristhöhe von 72 cm in zwei Jahren nur eine Masse von 40- 60 kg*“ (S.32).

Etwas fagwürdig erscheint die Aussage von Plinius, nach dem Schweine fünfzehn, gelegentlich sogar zwanzig Jahre alt werden (ebd., S.151).

Das Ansehen der Schweine war ambivalent. Einerseits galt der Umgang mit diesen Tieren oftmals als unwürdig. Plinius hebt beispielsweise hervor, dass Schweine sich gerne im Kot wälzen. Nach seiner Auffassung ist das Schwein unter allen Tieren „*das stumpfsinnigste*“ (1976, S.151). Eine gewisse Wertschätzung vor diesem Tier hatte man andererseits im Zusammenhang mit dem Götterkult oder bezüglich der Nutzbarkeit zur Fleischerzeugung.

Interessant ist dabei der Hinweis von Schouwink (1985), nach dem das Wildschwein bei den Römern und Griechen ein hohes Ansehen hatte und als Symbol für Kampfesmut fungierte, während das zahme Schwein eher die Assoziation von Fruchtbarkeit hervorrief (S.31).

In großen Teilen Europas dürfte die Waldweide die gängige Form der Schweinehaltung gewesen sein. Sofern die klimatischen Verhältnisse es zuließen, hielten sich die Schweine ganzjährig auf der Weide auf. In Griechenland und bei den Römern spielten die

Weideschweine eine bedeutende Rolle. Die Mischwälder boten besonders im Herbst eine große Zahl Eicheln und Bucheckern, die gern gefressen wurden.

Die Schweinehaltung bei Römern und Griechen unterschied sich nur unwesentlich. Varro berichtet von den Römern: *„Dieses Vieh wird vor allem mit Eicheln aufgezogen, ferner mit Bohnen, Gerste und dem übrigen Getreide, Dinge, die nicht nur den Masterfolg sicherstellen, sondern auch des Fleisches Wohlgeschmack. Auf die Weide treibt man es morgens hinaus, und ehe die Hitze beginnt, treibt man es zum Schutz vor der Sonne auf einen schattigen Platz, wo vor allem Wasser ist. Am Nachmittag lässt man sie, sobald die Sonnenglut sich abgeschwächt hat, wieder weiden. In der Winterzeit treibt man sie nicht eher auf die Weide hinaus, hinaus, bis der Rauhreif verschwunden ist“* (1997, S.149).

Als aufschlussreiches Indiz für die Kenntnisse der Physiologie ist der Hinweis von Columella zu werten, nach dem die Schweine morgens vor dem Weidegang mit Speicherfutter versorgt werden, um gesundheitlichen Problemen durch die Aufnahme frischen Grases vorzubeugen (1972, S.239).

In Griechenland wie auch bei den Römern wurden die Schweine auf der Weide von einem Hirten beaufsichtigt. Er stellte eine wichtige Persönlichkeit dar. Schweinehirten wurden in vielen Regionen mit Zauberei und Wahrsagerei in Verbindung gebracht. Die Tiere der Römer wurden auf die Signale eines Horns trainiert. **Polybus (ca. 200- 120 v.Chr.)** berichtet: *„Der Schweinehirt läuft hier nicht hinter seinen Tieren her, wie in Griechenland, sondern geht voraus und bläst von Zeit zu Zeit in sein Horn. Die Tiere folgen ihm und gehorchen seinen Signalen. Sie sind dermaßen gründlich trainiert um auf dieses Horn zu reagieren, dass diejenigen, welche es zum ersten Mal vernehmen, sich weigern es zu glauben“* (zitiert nach ten Cate, 1972, S.37).

Wie archäozoologische Funde beweisen, waren die Schweine in der Waldweide in manchen Gebieten auch angebunden. Unterhalb des Sprunggelenks befestigte man ihnen Schellen, an welche Stricke gebunden wurden. Somit konnten sich die Schweine nur in der Länge des Strickes bewegen. An den Knochenfunden fallen Frakturen auf, die vermutlich durch abrupte Fluchtversuche entstanden, nachdem sich die Tiere erschreckt hatten. Die als "Tüdern" bezeichnete Anbindung erfolgte vom Neolithikum an und wird noch heute verschiedentlich praktiziert (Benecke, 1994a, S.256).

Gelegentlich wurden Schweine auch in Ställen oder Verschlägen gehalten. Hauptsächlich wurden sie in den Wintermonaten aufgestallt und mit Heu, Stroh, Spreu und Speicherfrüchten ernährt. In diesem Zusammenhang mahnt Florentinus in der Geoponica: *„Dieses Tier ... erträgt den Winter schlecht und nimmt durch die Kälte leicht Schaden, aus welchem Grunde sie ihnen Schweineställe bauen, woraus sie (die Schweine) nicht eher heraustreiben, bis daß der Frost gewichen ist“* (In: Jung, Geoponica, 1986, S.71).

Für die Schweinezucht galten bestimmte Bewertungskriterien wie die Wurfgröße oder Körperform. Nach Benecke (1994a) wurden Sauen *„im Alter von 20 Monaten bis 7 Jahren zur Zucht verwendet, Eber im Alter von einem bis zu 4 Jahren“* (S.257). Die für die Mast bestimmten männlichen Jungtiere wurden im Alter von 6 - 12 Monaten kastriert. Nach den Beschreibungen Varros fand die Fortpflanzung beim Weiden statt: *„Während man die Begattung durchführt, treibt man sie sogar auf schlammige Feldwege sowie Moraste, dass sie sich im Schlamm wälzen; dies ist nämlich ihre Art, sich zu erholen, wie das baden des*

Menschen" (ebd., S.149). Innerhalb eines Jahres sollten die Sauen zweimal gedeckt werden. Bezüglich ihrer Fruchtbarkeit kommentiert Varro: „*Von Natur ist ihr Jahr zweigeteilt, weil sie zweimal im Jahr wirft, jeweils vier Monate im Jahr trächtig ist und jeweils zwei säugt*" (1997, S 151).

Nach Varros Meinung vermag das Muttertier nur acht Ferkel mit Milch zu versorgen. Daher hält der Autor es für ratsam, die Hälfte der Ferkel zu entfernen, sobald sie etwas herangewachsen sind (ebd., S.152). Desweiteren sollen die Ferkel generell nach etwa zwei Monate abgesetzt werden (Florentinus, in: Jung, Geoponica, 1986, S.72). Die tragenden Sauen verblieben bis zum Abferkeln in den Koben, danach wurden sie zum Fressen in den Hof getrieben. Ein Schweinehirt hatte die Aufgabe, die Tiere in den Koben zu überwachen um sicherzustellen, dass kein Ferkel vom Muttertier erdrückt wird. Zudem hatte er das Lager gründlich zu reinigen: „*So oft, wie der Schweinehirt die Koben säubert, genauso oft soll er Sand auf den Boden streuen ...wenn die Muttersau abgeferkelt hat, soll er sie mit reichlicherem Futter stärken, damit sie umso mehr Milch liefern kann*" (ebd., S 151). Auch zur Ferkelaufzucht verblieben die Sauen in ihren Koben, nach 10 Tagen durften sie diese zur Futteraufnahme verlassen. Das Absetzen der Ferkel verlief nach Varro folgendermaßen: „*Wenn sie gewachsen sind, erlaubt man ihnen zwar, sich zum Fressen dem Muttertier anzuschließen, sendet sie zu Hause auf dem Hof aber von den Muttertieren ab und füttert sie getrennt, damit sie die Sehnsucht nach der elterlichen Säugerin ertragen lernen - ein Erfolg, den man in zehn Tagen erzielt*" (ebd., S.151f).

Demgegenüber erwähnt Columella, dass man in stadtnahen Regionen bereits die Saugferkel „zu Geld“ mache: „...dann braucht nämlich die Mutter sie nicht zu nähren, wird weniger angestrengt und kann schneller wieder empfangen und werfen..." (1972, S.238).

Florentinus lehnt die Geburt von Ferkeln in der Winterzeit ab: „*Die während des Winters geborenen (Ferkel) verlassen die Zitzen wegen der misslichen Temperatur und sie bekommen auch nicht genügend Milch, weil die Sauen sie abweisen, weil deren Zitzen beim Saugen infolge Milchmangels von den (Ferkel)zähnen gewaltsam gequetscht werden*" (In: Jung, Geoponica, 1986, S.72).

Hinsichtlich der Pflege von Schweinen berücksichtigt Columella ihre Vorliebe für Schlammbäder. So soll ein Hirte „*statt einer trockenen Gegend lieber Sumpfland wählen, damit die Schweine dort wühlen, Regenwürmer ausgraben und sich im Schlamm wälzen können; das lieben sie ganz besonders*" (ebd., S.238).

Schon im Altertum wurde das Schwein aufgrund seines Körperbaus geschätzt. Die vom Menschen determinierte Nutzung wird von Zeuner (1967) konkretisiert, in dem er sagt : „*Mit dem Schwein ist die Vorstellung von Fleisch so fest verknüpft, dass seine anderen Nutzungsmöglichkeiten meist übersehen werden*" (S.227). Dierauer (1977) polemisiert gegen die einseitige Betrachtung der Schweine zur Verwendung für den Menschen: „*Die Domestikation hat gewisse Tiere zum reinen Nutzobjekt für den Menschen gemacht; jede eigene Aktivität außer derjenigen des Fressens, Saufens, Zeugens und Gebärens, jeder Mut und jede Verständigkeit, auch jede Kraft und Schönheit schienen diesen Tieren abhanden gekommen zu sein. Besonders krass ist der Unterschied zwischen Wildform und Domestikationsform bei den Schweinen; während das Wildschwein, wie die homerischen Gleichnisse zeigen, als Träger heldischer Kraft betrachtet wurde, gehörte das Hausschwein allgemein zu den verachtetsten Lebewesen*" (ebd., S.5).

Gemeinsam mit dem Rind wurde das Schwein in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in weiten Teilen Europas zur Versorgung der Menschen mit Fleisch und Fett genutzt. Nach Plinius wurden Sauen zum Zweck der Mast kastriert, „*indem man sie nach zweitägigem Fasten an den Vorderbeinen aufhängt und die Gebärmutter herausschneidet; so werden sie schneller fett*“ (1976, S.151ff). Um die Mast noch zu beschleunigen, soll man sie mit getrockneten Feigen und Honigwein mästen (ebd., S.153). Plinius betont, dass ein Schwein „*nahe zu fünfzig verschiedene Leckerbissen*“ ergebe (ebd.).

Der Verzehr von Schweinefleisch wird in der Literatur recht häufig und detailliert beschrieben. So berichtet der Dichter **Strabo (64v.- 19n. Chr.)** über die Schweineherden der Gallier: „*Ihre Schweine gehen frei herum und sind von außerordentlicher Kraft, Größe und Beweglichkeit ... und ihre Schweineherden sind dermaßen groß, dass sie den Bedarf decken mit einem Überfluss an gemästetem und gesalzenem Fleisch ...*“ (zitiert nach ten Cate, 1972, S.43).

Bei den Römern war der Genuss von Schweinefleisch offenbar besonders beliebt. Um ihre üppigen Feste ausreichend mit Fleisch zu versorgen, gab es Gebiete mit intensiver Schweinezucht. Einzelne Gutshöfe hielten bis zu 400 Tiere. Die Ausmaße der Mästung nahmen nicht selten grausame Formen an. Varro führt dazu aus: „*Das Schwein setzt gewöhnlich soviel Fett an, dass es sich stehend weder allein auf den Beinen halten noch in irgendeine Richtung weitergehen kann. So setzt man sie denn auch, wenn man sie irgendwohin bringen will, auf einen Karren*“ (1997, S.150).

Plinius weist darauf hin, dass Schweine bereits in sechzig Tagen gemästet werden könnten. Besonders erfolgreich sei die Mast, wenn die Tiere zuvor drei Tage hungern (1976, S.151).

Schweinefleisch wurde in unterschiedlichster Weise zubereitet. Zeuner (1967) schreibt dazu: „*Am Spieß gebraten, kamen ganze Schweine auf die Tafel... Aber die am höchsten geschätzten Delikatessen waren das Euter und die Scham, diese besonders dann, wenn das Tier vor der Schlachtung eine Fehlgeburt hatte.... Als besonders lecker galten die Tiere, die infolge starker Mast oder durch überreichlichen Genuss der verabfolgten Flüssigkeiten verendet waren. Auch das Töten des Schlachttieres mit einem glühenden Eisen wurde von manchen als wesentliche kulinarische Verfeinerung angesehen*“ (S.226).

Die Überlieferung einer typischen Rezeptur dokumentiert den Genuss exorbitanter Fleischmengen im Rahmen eines römischen Gastmahls: „*Das berühmteste aller Rezepte war das Porcius Trojanus, ..., in einem Stück gebraten, die Bauchhöhle ganz erfüllt mit Würsten, Eiern, Hühnerbraten, Austern und verschiedenen Gemüsen*“ (ten Cate, 1972, S.44).

Bei den Griechen und Germanen waren Genüsse und Bräuche solcher Art nicht bekannt. Allerdings war Schweinefleisch im germanischen und griechischen Kulturkreis im Unterschied zu orientalischen Völkern wie bei Juden und Mohammedanern allgemein sehr beliebt.

Eine völlig andere Nutzung der Schweine wird von Zeuner (1967) dokumentiert: „*In Ägypten und Griechenland band man den Tieren die Schnauzen zu und ließ sie nach Überschwemmungen und Regen das Saatgut in den Acker eintreten, wozu sich die spitzen Klauen gut eignen...*“ (S.227).

Darüber hinaus waren Schweine auch Opfertiere. Benecke (1994a) zufolge dienten sie vor allem bei den Griechen als Tiere, „*die man allen mit der Landwirtschaft verbundenen Göttern*

opferte, insbesondere Demeter, der Muttergöttin der Griechen" (S.257). Nach Zeuner (1967) waren sog. „Reinigungsopfer“ in Griechenland außerordentlich beliebt, so galt Ferkelblut als „besonders wirksam“, um sich von „Makeln“ reinzuwaschen (S.227). Ein althergebrachtes Fest Griechenlands war die Thesmophorien, bei der zu Ehren der Göttin Demeter in der Nacht unter anderem lebendige Schweine in unterirdische Höhlen geworfen wurden, auf deren Boden Schlangen warteten. Zeremonien dieser Art kamen öfter vor (ten Cate, 1972, S.29). Derartige "Reinheitsopfer" waren auch bei den Römern üblich. Plinius berichtet dazu: „Das Ferkel ist am fünften, das Lamm am siebenten und das Kalb am dreißigsten Tage zum Opfer rein" (ebd., S.151). Hinsichtlich der Form ihres Schwanzes sei offenkundig, „dass ihr Opfer einen günstigeren Ausfall verspricht, wenn er nach rechts als wenn er nach links geringelt ist“ (ebd.).

Zur Behandlung verschiedener Krankheitssymptome der Schweine beschreibt Columella zahlreiche Rezepte. Beispielsweise erachtet er es für sinnvoll, Tieren mit „Drüsenanschwellung“ Blut unter der Zunge zu entziehen, um anschließend das Maul mit „geriebenem Salz und Weizenmehl“ einzureiben (1972, S.240). Ferner soll man bei Fieber einen Aderlass aus Ohr und Schwanz vornehmen (ebd.).

3.2.2.3 Zur Haltung und Nutzung von Schafen und Ziegen

Bei den Römern und Griechen wurde die Schafzucht ausgedehnt betrieben. Entsprechend den geographischen Gegebenheiten züchtete man Schafe unterschiedlicher Statur und Widerstandsfähigkeit (Schlich, 1957, S.45).

Über den Charakter von Schafen finden sich kaum Aussagen. Plinius äußert sich in abwertender Weise über diese Tiere: „Wolltragende Schafe sind die allerdümmsten Lebewesen: wenn sie sich fürchten, irgendwohin zu gehen, so fasst man eines bei den Hörnern und die anderen folgen" (1976, S.145).

Demgegenüber ist es für Columella von erheblicher Bedeutung, dass die Schafe vom Hirten „umsichtig und wachsam“ betreut und „mit großer Milde“ behandelt werden, da sie von gutartigem Charakter seien (1972, S.228).

Über den Charakter von Ziegen äußert sich einzig Berytus in der Geoponica. Nach seiner Auffassung haben Ziegen „vil mehr sinn unn entpfindlichkeyt/ dann andere unvernünftigen thier“ (In: Cassus Bassus, 1554, o.S.).

Wie die anderen Tierarten verbrachten auch Schafe und Ziegen die meiste Zeit des Jahres auf der Weide. Varro - wie auch Plinius - sind der Meinung, dass man die Tiere mit dem Rücken zur Sonne weiden lassen soll, da „der Kopf des Schafes ist nämlich besonders empfindlich“ sei (1997, S.142; Vgl. Columella, 1972, S.228).

Auch Florentinus teilt diese Auffassung und rät, die Tiere bei Hitze besser in den Schatten zu verbringen. Vor Kälte sollten Schafe generell geschützt werden. Die Zahl der Schafe soll stets ungerade sein, denn dies bewirke „eine natürliche Kraft für Bestand und Wohlergehen der Herden“ (In: Jung, Geoponica, 1986, S.10).

Um zu vermeiden, dass die Widder sich gegenseitig bekämpfen, hält Plinius es für sinnvoll, ihnen die Hörner nahe der Ohren zu durchbohren (1976, S.139; Vgl. Africanius in: Cassus

Bassus, Geoponica, 1554, o.S.). Auch berichtet Columella über die Gewohnheit, Widdern oder Ziegenböcken ein benageltes Brett mit den Nägeln kopfwärts an den Hörnern zu fixieren (ebd., S.225).

Die Versorgung der Ziegen war mit der von Schafen vergleichbar. Nach den Angaben von Varro waren die Herden mit etwa fünfzig Tieren eher klein (ebd., S.147).

Maro hebt hervor, dass Ziegen „*nicht minderer Pflege und Sorge*“ als Schafe bedürfen. Der Landwirt soll ihnen „*laubige Erdbeersträucher*“ und „*frisches Bachwasser*“ reichen und die Ställe „*vom Wind abgewandt und zur Wintersonne hin*“ bauen (Maro, 1994, S.91; Vgl. Beritius, in: Jung, Geoponica, 1986, S. 20).

Hinsichtlich der Beschaffenheit von Schafställen äußern sich die Agrarschriftsteller umfassend. Varro befürwortet neben der stets optimalen Fütterung die Stallungen „*am passenden Ort*“ zu errichten. Dieser soll vor allem von Zugluft frei sein. Die Böden der Ställe sollen „*mit Estrich ausgelegt und abschüssig sein*“, um eine einfache Reinigung zu gewährleisten: „*Nicht nur greift nämlich dort Nässe die Wolle der Schafe an, sondern auch die Klauen und führt zwangsläufig dazu, dass sie von der Hornfäule befallen werden*“. Ferner soll ein separater Stall die Gelegenheit bieten, kranke oder trächtige Tiere von der Herde abzusondern (ebd., S.141f).

Columella zufolge sollen die Stallungen „*niedrig, aber mehr langgestreckt als breit*“ sein, sodass sie „*zugleich im Winter warm sind und nicht in der Enge die Lämmer erdrückt werden*“. Um Feuchtigkeit zu vermeiden, soll der Landwirt stets mit Farnkraut oder Stroh einstreuen, „*damit die Mütter recht rein und weich darauf liegen und nicht durch Feuchtigkeit die Gesundheit der Tiere gefährdet wird, die vor allem anderen des Schutzes bedarf*“ (ebd., S.225). Die Schafställe sollten grundsätzlich „*gegen Süden*“ liegen, da das Schaf sehr empfindlich gegen Kälte sei (ebd.).

Der römische Dichter Maro hält die größte Umsicht bei der winterlichen Schafhaltung für notwendig, um die Gesunderhaltung der Tiere zu gewährleisten: „*Zuerst gebiete ich, den Schafen im traulichen Stall Kräuter zu raufen, bis bald der laubreiche Sommer zurückkehrt, befehle auch, mit reichlich Stroh und Farnbüscheln den harten Boden unter ihnen zu streuen, damit nicht eisige Kälte dem zarten Vieh schadet, ihm Räude bringt und entstellende Geschwüre an der Klaue*“ (1994, S.91).

In diesem Sinne äussert sich auch Florentinus. Er schlägt ergänzend vor, man soll „*den Harn gerade durch einen Kanal ableiten*“ lassen und durch das Verbrennen von Kräutern, Frauenhaaren und anderem den Stall vor Ungeziefer schützen (In: Jung, Geoponica, 1986, S.9; Vgl. Columella, 1972, S.230).

In den kalten Wintermonaten oder in der Lammzeit erhielten die Schafe eine zusätzliche Versorgung mit Laub und Heu. Hinsichtlich der Fütterung gibt Columella zu bedenken, dass die Tiere abwechslungsreiches Futter erhalten sowie auf unterschiedliche Weiden geführt werden sollen (ebd., S.227). Prinzipiell müssen die Schafe „*reichlich gefüttert*“ werden und das Weideland „*frei von Dornen*“ sein (ebd., S.225).

Auf eine umsichtige Fütterung und Pflege der Schafe legen die Agrarschriftsteller großen Wert. Offensichtlich nimmt Cato die Relevanz einer sorgfältigen Betreuung wahr, wenn er schreibt: „*Sei auf der Hut vor der Räude bei Schafen und beim Zugvieh; die kommt gewöhnlich bei schlechter Ernährung und beim Hereinregnen...*“ (2000, S.25). Der Autor hält

die Fütterung von grünem Laub für elementar. Für den Winter soll der Landwirt eine ausreichende Menge Speicherfutter ansammeln (ebd., S.55).

Nach Varro soll der Landwirt denjenigen Schafen, die einige Zeit im Stall gestanden haben, das Laubstreu wechseln, „*damit sie weicher schlafen können und sauberer sind*“ (1997, S.142).

Columella setzt im Umgang mit den Schafen eine sorgfältige Pflege voraus. Die griechischen Schafrassen sind seiner Meinung nach jedoch die empfindlichsten, weshalb sie besonders fürsorglich behandelt werden müssen (1972, S.229). Zur Prophylaxe oder Therapie verschiedener Erkrankungen vermittelt Columella zahlreiche Rezepturen. Um Klauengeschwüre zu heilen, empfiehlt er beispielsweise das Auftragen „*nur mit flüssigem Pech*“. Andere Krankheiten will er mit Aderlässen, Kräutermixturen u.a. heilen (ebd., S.232f).

Hinsichtlich des Zuchtalters verbietet sich für Varro die Verwendung von Schafen unter zwei Jahren. Columella teilt diese Auffassung und ergänzt, dass männliche Tiere zwischen drei und acht Jahren zur Zucht geeignet sind (1997, S.225).

Die Aussage von Didymus, nach der man Schafböcke vor dem Decktermin absondern und zur Stärkung der Kräfte „*reichlich*“ füttern soll, findet sich bereits bei Varro (aus: Jung, 1986, Geoponica, S.11; Vgl. Varro, 1997, S.142). Nach Didymus ist die Verabreichung von Zwiebeln und verschiedenen Kräutern der Fruchtbarkeit förderlich (ebd.).

Der Aberglaube, das Geschlecht der gezeugten Tiere sei bereits beim Deckakt zu erkennen, findet sich bereits bei Plinius und ist bis ins Mittelalter zu verfolgen. Der Autor vertritt die Auffassung, der Einfluss von Nordwind während des Deckaktes bringe vermehrt männliche Tiere hervor, wobei Südwind eher die Geburt weiblicher Tiere zur Folge habe (ebd., S.139; Vgl. Didymus, in: Jung, Geoponica, 1986, S.11). Ebenso unreflektiert behauptet Plinius, die Farbe der sublingualen Gefäße entspreche der Farben der Wolle des Ungeborenen (S.139; Vgl. Democritus, In: Cassius Bassus, 1554, o.S.).

Die Aufzucht der Jungtiere erfolgte ähnlich wie bei den Rindern. Tagsüber standen die Lämmer bei der Mutter und zur Nacht wurden sie getrennt. Nach den Ausführungen von Varro hat man nach dem Absetzen der Lämmer „*große Sorgfalt darauf zu verwenden, dass sie sich nicht vor Sehnsucht verzehren*“. Aus diesem Grund soll man sie schon während der Aufzucht „*mit wohlschmeckendem Futter beschwichtigen*“ und dafür sorgen, dass sie „*in keiner Weise unter Kälte oder Hitze zu leiden haben*“ (1997, S.144).

Columella führt aus, dass Lämmer Schutz und Wärme benötigen und erst dann auf die Weide gehen sollen, wenn sie stark genug sind. Zuvor werden sie am besten vorwiegend in den Ställen versorgt (1972, S.227).

Laut Florentinus sollen die Lämmer im Freien stehen, sofern das Wetter gut ist. Sie sollen einen eigenen geräumigen Stall besitzen, welcher immer trocken und warm ist (In: Cassius Bassus, Geoponica, 1554, o.S.). Gemäß Plinius sollen die Schafe nicht vor dem fünften Lebensmonat kastriert werden (1976, S.145).

Die Nutzung der Schafe bestand in der Gewinnung von Wolle, Milch und Fleisch.

Infolge der gut entwickelten Zucht gab es feinvollige und grobwillige Tiere. Die Schur erfolgte ein bis zweimal im Jahr. Zur Gewinnung größerer Mengen Schafsmilch wurden die

Lämmer früh geschlachtet (Columella, ebd., S.226). Der Einfluss von Futter, Jahreszeit und Alter der Tiere auf die Milchqualität war bekannt (Schlich, 1957, S.46).

Wie auch anderer Tierarten waren Ziegen und Schafe zulässige und durchaus übliche Zahlungsmittel. Ferner spielten die kleinen Wiederkäuer auch im Opferritual eine Rolle. Nach den Angaben von Plinius fungierte das Schaf bei den Römern als Sühneopfer für die Götter (ebd., S.137).

3.2.2.4 Zur Haltung und Nutzung von Pferden

Die Haltung von Pferden wurde von den römischen Agrarschriftstellern in erheblich geringerem Umfang als die anderen Tierarten thematisiert. In der von den Griechen zusammengestellten Schrift "Corpus Hippiatricorum Graecorum" finden sich eine Vielzahl von Rezepten zur Versorgung innerer und äußerer Erkrankungen neben Anleitungen zur Tierzucht. Die Nutzung von Pferden im landwirtschaftlichen Bereich wird in dieser Schrift nicht beschrieben.

Nach den Angaben von Schlich (1957) wurden Pferde in der Landwirtschaft eher selten gebraucht, vielmehr dienten sie zum Reiten und als Wagenpferde im Krieg, zu Wagenrennen und Zirkusspielen sowie zu Zuchtzwecken (S.38).

Pferde waren ebenso wie die anderen Haustiere ursprünglich von kleiner Statur. Durch die Zuchtwahl erreichten sie bei den Römern mit einer Widerristhöhe von 160 cm eine erhebliche Größe, während die wenigen Knochenfunde aus Griechenland auf eine etwas kleinere Statur hinweisen (Benecke, 1994a, S.304).

Sofern sie nicht zur Arbeit genutzt wurden, standen Pferde vorwiegend auf der Weide. Nur zum Überwintern oder aber im Falle einer Trächtigkeit wurden die Tiere in den Stall verbracht. Hinsichtlich ihrer Fütterung meint Varro : „*Das Pferdevieh soll sich auf den Wiesen möglichst von Gras ernähren, in Ställen und Schuppen aber von trockenem Grummet; wenn sie gefohlt haben, soll man Gerste beifüttern und ihnen zweimal am Tag Wasser geben*“ (1997, S.160).

Columella zufolge sind grasreiche Wiesen die am besten geeigneten Fütterplätze für die Herden. Prinzipiell soll sich ein Pferdezüchter um „*Futterreichtum*“ bemühen (1972, S.21).

Die Ställe sollen nach den Angaben von Columella mit Stroh ausgelegt werden. Damit die Tiere stets im trockenen stehen, ist es notwendig, ihre Stände sorgfältig zu säubern (ebd., S.215). Palladius hält es für günstig, wenn die Stallungen nach Süden stehen und auf der Nordseite mit Fenstern versehen sind. Ferner sei der Boden mit „*Eichenplanken*“ auszustatten, denn es sei den Pferden dienlich, wenn sie „*hart stehen und weich liegen*“ (zitiert nach Flach, 1990, S.206 und 212).

Als einziger Autor beschreibt Columella pflegerische Maßnahmen zur Gesunderhaltung oder Therapie von Pferden. Er führt an, dass Pferde „*täglich frottirt*“ werden müssten und darüber hinaus eine Massage des Rückens sehr hilfreich sei. Um „*Körper und Füße bei Kräften zu halten*“ befürwortet Columella eine regelmäßige Versorgung mit Futter und Wasser sowie reichlich Auslauf (ebd., S.214f).

Schlich (1957) zufolge wurden die Hufe nach längeren Märschen gründlich gesäubert und mit einer Salbe behandelt (S.39).

Zur Zucht verwendeten die Römer Hengste zwischen drei und zwanzig Jahren sowie Stuten im Alter von zwei bis zehn Jahren (Benecke, 1994a, S.304). In diesem Kontext bemerkt Varro, dass Stuten gesünder sind, wenn sie nur jedes zweite Jahr tragen. Zudem seien die Fohlen dann kräftiger (1997, S.161).

Varro bespricht ausführlich die Versorgung trächtiger Tiere. Nach seinem Ermessen ist es wichtig, dass *„sie sich weder auch nur leicht überanstrengen noch an kühlen Orten aufhalten, weil Kälte trächtigen Pferden besonders schadet“*. Im Stall sollen sie vor Kälte und Nässe geschützt und von anderen Stuten separiert werden. Zudem müssen sie genügend Futter erhalten (ebd.).

In der gleichen Weise äußert sich auch Columella, nach dem graviden Stuten stets eine *„recht große Sorgfalt“* zuteil werden soll (ebd., S.213).

Die Fohlen sollen nach Varro nicht vor Ende des zweiten Lebensjahres abgesetzt werden. Damit sie im Falle der Trennung nicht *„in Panik geraten“*, sollten sie öfter gestreichelt und behutsam an den Menschen gewöhnt werden (ebd., S.161).

Columella räumt ein, dass Stute und Fohlen einen warmen und ausreichend großen Stall benötigen. Sie sollen Freilauf erhalten und gemeinsam weiden, damit die Stute *„nicht vor Sehnsucht nach ihrem Kinde vergeht“* (ebd., S.213).

Wie eingangs erwähnt, wurden Pferde im landwirtschaftlichen Bereich kaum genutzt. Ihre Anspannung erfolgte bei Griechen und Römern vor allem zu Zugzwecken für den Kriegsdienst oder zum Wagenrennen. Anfangs wurden dafür die für Rinder entwickelten Widerstjoche verwendet. Im Verlauf des 2. und 1.Jt. vor Chr. entwickelte man Hals- und Brustgurte und Jochgabel, wobei die hauptsächliche Zuglast mit dem Hals geleistet werden musste (Benecke, 1994a, S.151).

Die häufigste Nutzung der Pferde dürfte die Verwendung zum Reiten gewesen sein. Inwieweit die Tiere beim Reiten strapaziösen Belastungen ausgesetzt waren, rekonstruiert Peters (1998) anhand archäozoologischer Funde aus römischen Gebieten. Durch die Auswertung krankhafter osteologischer Veränderungen wird dabei offensichtlich, dass eine hohe Zahl von Tieren mit geringen Durchschnittsalter an Erkrankungen des Bewegungsapparates gelitten haben (S.161).

Desweiteren fanden Pferde als Packtiere Verwendung (Benecke, 1994a, S.161) oder arbeiteten gemeinsam mit Ochsen und Eseln in einer Drehmühle, wobei die Tiere mit verbundenen Augen fortwährend im Kreis liefen (Lorenz, 2000, S.370).

Die römische Pferdezucht erfolgte meist in Gestüten und war von hohem Niveau. Bei der Zucht wurde die spätere Nutzung als Zirkuspferde, für die Maultierzucht und edelblütige Tiere bereits berücksichtigt. Vorrangig wurden diese Tiere für die Verwendung im Militärdienst gezüchtet.

Varro fordert die sorgfältige Auswahl der Jungtiere zu diesem Zweck: *„Da die einen von ihnen sich zum Heeresinsatz eignen, die anderen aber zum Fuhrbetrieb, zur Zucht oder zum Wettrennen, darf man sie nicht einheitlich betrachten und halten. Dem entspricht, dass der kriegserfahrene Stallmeister andere auswählt, aufzieht und abrichtet, anders als der*

Viergespannenker und der Kunstreiter verfahren und sich genauso wenig für dieselbe Vorgehensweise entscheidet, wer Pferde, die zur Fortbewegung dienen sollen, auf die Schabracke oder auf die Reisekutsche vorbereiten will. Denn wie man für den Heereseinsatz feurige haben möchte, weil sie dort für das Feldlager bestimmt sind, so will man umgekehrt auf den Straßen lieber zahme haben" (1997, S.162).

Analoge Vorstellungen äussert der Dichter Maro. Zum Kriegsdienst auserkoren sollen die Fohlen zuerst lernen, *„Wut und Waffen der Kämpfer zu sehen, den Hörnerschrei zu ertragen, das Ächzen gezogener Räder und im Stall das Geklirr der Zügel zu hören"*, sowie *„immer mehr Freude am schmeichelnden Lob des Meisters empfinden und anerkennendes Klatschen am Halse lieben" (Maro, 1994, S.83ff).*

Plinius glaubt aus dem Verhalten der Pferde Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft interpretieren zu können. Um einen Lanzenreiter durch ihren körperlichen Einsatz zu unterstützen, nehmen sie nach Plinius sogar *„Geschosse vom Boden auf und reichen sie dem Reiter" (1976, S.117).* Darüber hinaus glaubt er, die Pferde *„fühlen eine Schlacht im voraus und betrauern den Verlust ihrer Herren; zuweilen vergießen sie sogar vor Sehnsucht Tränen" (ebd.).*

Pferde spielten auch im Opferkult eine Rolle. Lorenz (2000) erwähnt ein Opferritual bei den Römern. Alljährlich soll im Oktober ein Wagenrennen mit Kriegspferden abgehalten worden sein, wobei das Siegertier mit einem Wurfspieß getötet und die Bevölkerung um Kopf und Schwanz rangen (S.216f; Vgl. Fröhner, 1952, S.111). Am häufigsten dürfte das Pferd allerdings bei den Germanen geopfert worden sein.

3.2.2.5 Zur Haltung und Nutzung von Eseln und Maultieren

Obwohl die Haltung von Eseln und Maultieren bei den Römern von großer Bedeutung war, finden sich in den Schriften der Chronisten nur wenige Hinweise über diese Tiere. Die wenigen hinterlassenen Texte beziehen sich vorrangig auf das Vorgehen bei der Zucht. Das schlechte Ansehen der Esel und die daraus resultierende grobe Behandlung dieses Tieres wird von Magerstedt (1972) eindrücklich vermerkt: *„Er hat ein schlimmeres Schicksal als das Schwein. Dieses ist verachtet im Leben und geachtet nach dem Tode, er aber ist verachtet im Leben und im Tode und doch benutzt im Leben und im Tode“ (S.155)*

Nach Varro wurden Esel zum Tragen von Lasten, drehen von Mühlrädern sowie zum Ackerbau verwendet (1997, S.158). darüber hinaus erwähnt Columella den *„billigen und gewöhnlichen“* Esel als *„nötigstes Inventar“* eines Gutshofes, da er ein geeignetes Transportvehikel sei (1972, S.222). Der Esel sei so anspruchslos, dass er mit dem einfachsten Futter zufrieden ist und daher überall gehalten werden könne. Da ihm *„Schläge und Mangel“* nichts ausmachten, ertrage er Misshandlungen geduldig und auch Überforderung und Hunger machten ihn nur selten krank (ebd.).

Die Vorstellung, Esel benötigen kaum Pflege und könnten Prügel vertragen, kann bis in die Neuzeit verfolgt werden.

3.2.2.6 Zur Haltung und Nutzung von Geflügel

Das Haushuhn gelangte bereits im 8. Jh. vor Chr. nach Griechenland. Von dort aus breitete es sich in die verschiedenen Regionen des (heutigen) europäischen Kulturkreises aus (Benecke, 1994a, S.366). Die Geflügelhaltung nahm dann in den ersten Jahrhunderten nach Christus im Vergleich zu vorherigen Epochen stark an Bedeutung zu. Bevorzugt wurden Hühner und Gänse gehalten, wobei es unterschiedliche Rassen gab. Als Düngerlieferant und zur Mast war auch die Haltung von Tauben verbreitet.

Zumeist war das Haushuhn auf den Gutshöfen zu finden. Die überwiegend frei herumlaufenden Tiere wurden von einer Hühnermagd oder einem Hühnerjungen zum Schutz vor Dieben oder Raubtieren beaufsichtigt (Columella, 1972, S.246). Palladius hingegen meint, dass auf die Beschäftigung einer geschulten Kraft in der Hühnerhaltung verzichtet werden kann. Die Versorgung der Hühner könne von jeder Frau gewährleistet werden, sofern sie sich nur bemühe (zitiert nach Flach, 1990, S.316).

Der Bau von Hühnerställen wird detailliert beschrieben. Columella hebt hervor, dass der Hühnerstall „mit Backofen oder Küche in Verbindung“ stehen soll, damit der den Hühnern „besonders zuträgliche Rauch“ zu ihnen gelänge (ebd., S.248; Vgl. Florentinus, in: Sommer, Geoponica, 1985, S.23). Die Ställe sollen so konzipiert sein, dass die Tiere Tageslicht haben und zudem die Möglichkeit besitzen, den Stall am Morgen zu verlassen und abends wieder zurückzukehren. An den Wänden sollen Nester befestigt werden, in welche die Hennen ihre Eier legen können. Um eine gute Legeleistung zu erzielen, müssen die Nester frei von jeglichem Ungeziefer sein. Um dies zu erreichen, soll man die Nester „mit möglichst sauberem Stroh auskleiden und wiederholt ausfegen“ (Columella, ebd., S.248f).

Neben gründlicher Hygiene betont Columella die Bedeutung hühnergerechter Sitzgelegenheiten: „Es ist nicht gut, wenn die Hühner beim Schlafen unmittelbar auf den Holzböden stehen, sie leiden dann durch ihren Mist, der, wenn er sich an den Fußkrallen festsetzt, Podagra hervorruft“. Daher sollen die Stangen vierkantig sein und dem Vogel guten Halt bieten (ebd., S.249). Darüber hinaus weist Columella darauf hin, dass Hühner zur Körperpflege ein Sandbad benötigen. Er fordert daher, den Boden geschlossener Räume mit Staub oder Asche zu bedecken, damit sie sich „einpudern“ können (ebd., S.250). Als wichtig ist auch der Hinweis von Florentinus zu werten, nach dem nicht mehr als 50 Hühner in einem Stall leben sollen, denn „sie vernichten sich sonst auf dem engen Raum“. Der Anteil an Hähnen soll dabei ein Sechstel betragen (ebd., S.24).

Nach Benecke (1994a) wurden für die Unterbringung von Gänsen „auf dem Gelände des Geflügelhofes gewöhnlich kleine Verschläge gebaut, in denen sie in bereitgestellten Körben ihre Nester bauen und ihre Eier legen konnten“ (S.377).

Der Bau von Taubenhäusern wird in der Geoponica erläutert. Nach den Angaben der Quintilien sollen sie „an einem ruhigen Ort“ angebracht sein, welcher vor Wildtieren sicher ist. Wie in den Hühnerställen sollen Nester an den Wänden angebracht werden. Als wichtig wird hervorgehoben, dass die Tiere ungestört trinken und baden können und dass die Stallung regelmäßig gereinigt wird (In: Sommer, 1985, S.9).

Die Fütterung der Hühner erläutert Columella: „Man füttert Hühner am besten mit geschroteter Gerste und Wicke oder Platterbse, sonst auch mit Rispen- oder Kolbenhirse, jedoch nur, wenn billiger Preis es erlaubt“. Den Tieren soll zudem stets frisches Wasser

zugänglich sein (ebd., S.249f). Florentinus rät zusätzlich zur Gabe von Kleeblättern, Unkraut und Weizenkleie (In: Sommer, Geoponica, 1985, S.23).

Hinsichtlich der Aufzucht von Küken war die gemeinsame Unterbringung mit dem Muttertier obligat. Unter der Obhut des Muttertieres verblieben sie etwa 40 Tage im wohltemperierten Stall und wurden mit kleinen Mengen in Wasser gekochtem Gestenmehl oder weinbesprengtem Spelzmehl gefüttert. In den ersten Lebenstagen sollten sie gründlich untersucht und gesäubert sowie von Parasiten befreit werden (Columella, 1972, S.253).

Gleichermaßen erwähnt Didymus in der Geoponica, dass Küken über 40 Tage „in völliger Obhut“ sein müssten und zudem einen hohen Wärmebedarf hätten. Die Küken sollen bei der Henne sein und mit Würmern ernährt werden (In: Sommer, 1985, S.27).

Hühner und Gänse wurden primär zur Erzeugung von Fleisch und Eiern gehalten, sie lieferten aber auch Daunen und Federn. Die Zucht von Kampfhähnen spielte bei Römern und Griechen eine große Rolle, da die Kampfspiele in der Römerzeit allgemein beliebt waren.

Bei den römischen Agrarschriftsteller finden sich ausführliche Instruktionen zu den verschiedenen Mastmethoden. Zeuner (1967) vermutet, dass die Griechen die Kastration zu diesem Zwecke eingeführt haben: „Das Gesetz *Lex famia sumptuaria* von 161 v. Chr. verbot unter anderem den Genuss gemästeten Geflügels und gestattete jeweils nur eine ungemästete Henne bei einer Mahlzeit. Durch die Kastration und die Schlachtung von Hähnchen konnte man dieses Gesetz umgehen“ (S.376).

Plinius favorisiert die Kastration als geeignete Massnahme, welche zusätzlich den Vorteil habe, das Krähen der Hähne zu unterbinden. Zur Vorgehensweise gibt es die Möglichkeiten, dass man die Tiere „entweder an den Lenden oder unten an den Schenkeln mit glühendem Eisen brennt und darauf die Wunde mit Töpferton bestreicht“. Dadurch „werden sie leichter fett“ (1986, S.45; Vgl. Columella, 1972, S.246).

Zur Beschleunigung der Mast wurde die Bewegungsfähigkeit der Tiere durch eigens zu diesem Zweck beauftragte Mäster eingeschränkt. Um eine schnelle Gewichtszunahme zu gewährleisten, wurden die Hühner einzeln in enge Käfige oder Körbe verbracht und an einem besonders warmen Platz mit sehr wenig Licht gehalten. Durch zwei Öffnungen konnten die Hühner Kopf bzw. Schwanz herausstrecken, sich aber sonst nicht bewegen. Gegen den Befall von Läusen sollten ihnen die Flaumfedern an Kopf, Steiß und unter den Flügeln ausgerupft werden (Columella, 1972, S.255).

Als weiteres Mastverfahren beschreibt Flach (1990) eine Bodenhaltungsform mit eingeschränktem Auslauf: Man „sperrte ... die Hühner nicht in einen Käfig, in dem sie sich nicht umdrehen konnten, sondern nur in einen engen, dunklen Raum, (und) ließ ... sie zweimal am Tag zur Fütterung ins Freie“ (S.320).

In der Geoponica erwähnt Florentinus es als vorteilhaft, „wenn sie in einem dunklen warmen Stall gehalten werden, die schnellen Schwingen ausgerupft werden und als Futter Gerstenmehl mit Wasser angeboten wird“ (In: Sommer, Geoponica, 1985, S.23).

Zur weiteren Beschleunigung der Gewichtszunahme war es üblich, die Tiere zu stopfen. Cato schildert die Zwangsfütterung folgendermaßen: „Man sperre junge Hennen ein, die zum erstenmal legen wollen; aus angefeuchteten Feinmehl oder Gerstenmehl mache man Klöße;

diese tunke man in Wasser; stopfe sie ihnen in den Schnabel. Man gebe jeden Tag langsam etwas mehr, am Kropf sehe man, was genügend ist. Zweimal am Tag stopfe man sie, und Mittags gebe man zu trinken; das Wasser darf nicht länger als eine Stunde dastehen. Ebenso mäste man eine Gans, nur gib man ihr vorher zu trinken, und zwar zweimal am Tag, zweimal Futter" (ebd., S.101). Zur Erzeugung von fettem und zartem Fleisch feuchteten die Mäster das Mehl vor der Verabreichung mit Honigwasser an. Ferner sollte die Mast nicht länger als fünfundzwanzig Tage betragen (Columella, 1972, S.255).

Bei den Römern wurde Gänseleber als Delikatesse hoch geschätzt. Auch bei der Gänsemast verübte man unterschiedliche Mastverfahren. Oft wurden Gänse mehrere Monate auf der Weide gehalten um anschliessend für einige Wochen dreimal täglich gestopft zu werden. In einem anderen Verfahren wurde, wie bei der Hühnermast, darauf geachtet, dass die Tiere sich nicht bewegen. Nach Flach (1990) hielt man die Tiere etwa 40 Tage lang in einem warmen und dunklen Behältnis. Um möglichst große Lebern zu gewinnen, erhielten die Tiere im letzten Mastabschnitt Dörrfeigen (S.323) bzw. man verabreichte ihnen eine Mischung aus Milch und Honig (Plinius, 1986, S.47). Um Jungtauben zu mästen, sperrte man sie ein und stopfte sie 2- 3 Mal täglich mit weich gekautem Weißbrot. Columella verspricht darüber hinaus einen guten Masterfolg, wenn man den jungen Tauben „*einige Federn ausreißt und die Beine bricht, sodaß sie nicht von der Stelle können (...). Die gebrochenen Beine schmerzen nicht länger als zwei, höchstens drei Tage und nehmen den Tauben die Hoffnung, entweichen zu können*" (ebd., S.257).

Hühner spielten desweiteren eine bedeutende Rolle im Opferkult und zur Vergnügung bei Hahnenkämpfen. Solche öffentlichen Veranstaltungen wurden besonders in Griechenland abgehalten. Hähne wurden ausschliesslich zu diesem Zweck gezüchtet. Die Veranstaltungen wurden gelegentlich von der Athener Stadtverwaltung organisiert.

Der Hahn galt auch als Symbol für Gesundheit und Fruchtbarkeit: „*Die Bedeutung als Fruchtbarkeitssymbol geht auf die eierlegende Henne zurück. Die Juden trugen einen Hahn und eine Henne vor dem Brautpaar her*" (Zeuner, 1967, S.373).

Das Huhn hatte zeitweise außerdem auch eine Bedeutung im Bestattungskult, es gehörte zu den regelmäßigen Grabbeigaben. Auch tötete man Hühner als Opfer für Äskulap und viele andere Götter (ebd.)

3.2.3 Zusammenfassung

Zur Tierhaltung und - nutzung der Germanen sind keine Schriften überliefert. Das Spektrum der gehaltenen Tierarten entsprach etwa denen der Griechen und Römer. In der germanischen Mythologie spielte das Pferd eine bedeutende Rolle. Pferdeopfer zugunsten der Götter waren ein typisches Ritual.

In erster Linie waren es römische Agrarschriftsteller wie Columella, Varro, Cato oder Plinius, die ihre Vorstellungen von der Tierhaltung und - nutzung dokumentieren. Bei den gehaltenen Tierarten handelte es sich um Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde und Geflügel. Als wesentlich lassen sich folgende Aspekte zur Haltung und Nutzung der Tiere zusammenfassen:

- Das Ansehen der einzelnen Tierarten war unterschiedlich. Rinder wurden in den Schriften von Columella hoch geschätzt. Demgegenüber hielt Plinius Schafe und Schweine für besonders stumpfsinnig. Schweine wurden von Varro und Plinius mit der Vorstellung von Fleisch und Fett verknüpft, während Esel von Varro und Columella als enorm belastbar und besonders anspruchslos bezeichnet wurden. Über Pferde, Ziegen und Geflügel fanden sich keine Aussagen der Autoren.
- Der überwiegende Teil der landwirtschaftlich genutzten Tiere wurde auf der Weide gehalten und von Hirten betreut. Den Winter verbrachten die Tiere vorwiegend im Stall, wobei Heu, Stroh und Speicherfrüchte ihnen als Futter dienten.
- Die Agrarschriftsteller Columella, Palladius forderten bezüglich Größe, Trockenheit, Lichteinfall und Ausstattung tiergerechte Stallungen nach den arteilgenen Bedürfnissen der Tiere, insbesondere der Rinder, Pferde, Hühner und Gänse.
- Hinsichtlich der Aufzucht Neugeborener berücksichtigten die Autoren Varro und Columella die enge Bindung zwischen Muttertier und Jungtier. Sie empfahlen deshalb, die Jungtiere möglichst lange bei der Mutter zu belassen und die Trennung behutsam einzuleiten.
- Die Pflege und Gesundheitsvorsorge der landwirtschaftlich genutzten Tiere wurde vor allem von Columella ausführlich thematisiert. Vorwiegend sollten Aderlässe, Kräutermixturen, Aufgüsse u.ä. Krankheiten vorbeugen oder heilen.
- Wie die Bücher der römischen Agrarschriftsteller zeigen, gab es bereits im Altertum Kenntnisse über Tierzucht. Bei fast allen Tierarten existieren konkrete Vorstellungen bezüglich des optimalen Körperbaus und der gewünschten Leistung.
- Die Nutzung der Tiere war ein zentraler Punkt in den Schriften der Autoren. Während Pferde nach Varro, Maro und Plinius vor allem zum Kriegsdienst verwendet wurden, dienten Rinder, Schafe, Schweine und Geflügel nach den Angaben von Columella, Plinius und Varro der Versorgung mit Fleisch, Milch (Schafe) und Eiern. Zur Mast war das Verbringen der Hühner, Gänse und Tauben in eine Bewegungsunfähigkeit sowie das Stopfen üblich. Hinsichtlich der Mast von Schweinen hatte der Gewinn großer Mengen Fleisch und Fett bei den Autoren Plinius und Varro oberste Priorität. Die Rinder, welche zum Pflügen und Ziehen angespannt wurden, sollten nach den Angaben von Columella weder Gewalt noch Überanstrengung erfahren. Dennoch legitimierte derselbe Autor das Hungern- und durstenlassen als Möglichkeit, die Tiere gefügig zu machen.
- Sämtliche Tierarten dienten als Opfer zu Ehren der Götter. Zu diesem Zweck wurden vor allem Rinder, Schweine und Hühner verwendet (Vgl. Plinius).

Es kann festgestellt werden, dass insbesondere die Autoren Columella und Varro in ihren Anweisungen zur Tierhaltung die arteilgenen Bedürfnisse der jeweiligen Tierart in ihre Überlegungen einbeziehen und – zumeist - berücksichtigten. Für jede Tierart erläuterten die o.g. Schriftsteller die Gewähr freier Bewegung, gutes Futter, Wärmebedürfnis und Pflege. Bezüglich der Fortpflanzung empfahlen die Schriftsteller, die Jungtiere nicht zu früh abzusetzen sowie sie schonend zu behandeln.

Hinsichtlich der Tiernutzung fällt auf, dass vor allem Hühner und Gänse grausam behandelt wurden (Vgl. Columella, Plinius, Cato, Florentinus). Archäozoologische Befunde vermitteln den Eindruck, dass Kühe und Ochsen im Zugdienst durch die Einspannvorrichtungen in Wohlbefinden und Gesundheit beeinträchtigt waren oder aber bei der Arbeit überfordert wurden. Dass die Zugtiere notfalls zur Arbeit gezwungen wurden und durch die Arbeit Verletzungen erhielten, wurde von Columella erwähnt.

Dies relativiert den Eindruck guter Haltung und Pflege, den die Lektüre der entsprechenden Darlegungen der Agrarschriftsteller hinterlässt und gibt der Vermutung Raum, dass diese nicht unbedingt die Realität widerspiegeln, sondern Forderungen und Empfehlungen für eine optimale Haltung sind. Ferner ist zu vermuten, dass dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis den Autoren durchaus bekannt war, sie ja wahrscheinlich auch aus dem Grund ihre Werke verfasst haben, um die Praxis ihrer Erkenntnis entsprechend zum –vermeintlich - Besseren zu verändern.

Die Schriften der Agrarschriftsteller sind so als eine Anleitung und Belehrung für Landwirte aufzufassen. Inwieweit die Kenntnisse der Autoren zu den Landwirten drangen, ist aufgrund des verbreiteten Analphabetismus schwer zu beurteilen. Die inhaltliche Qualität der Schriften differiert insofern, dass nicht alle Autoren tatsächlich sachkundig erscheinen. Als umfassend gebildet ist der Chronist Columella (1. Jh. n. Chr.) zu bewerten, der selbst auch Landwirt war. Zudem enthalten sich seine Bücher weitestgehend abergläubischen Vorstellungen. Häufig werden einzelne Auffassungen von verschiedenen Autoren geteilt, bzw. wortwörtlich übernommen. Insbesondere die Anleitungen der Geoponica (3.- 4. Jh. n. Chr.) sind besonders oft aus älteren römischen Werken kompiliert.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Menschen und dem landwirtschaftlich genutzten Tier bzw. dem Umgang mit dem Tier kann nur zurückhaltend beantwortet werden. Viele interessierende Punkte bleiben unklar. Notwendige Voraussetzung für eine Beurteilung des Mensch- Tier- Verhältnisses ist die Berücksichtigung der Lebensbedingungen der Römer, Griechen und auch den germanischen Völkern.

Allgemein lassen sich folgende Punkte hervorheben:

- Es wurden auf einem landwirtschaftlichen Gut viele verschiedene Tierarten gehalten, wobei die Tierzahl nicht sehr hoch war.
- Die Tiere lebten in enger Verbindung mit dem Menschen. Sie wurden von Hirten auf der Weide begleitet und hatten ihre Stallungen oftmals im Wohnhaus.
- Einige der arttypischen Bedürfnisse der Tiere wie z.B. das Sandbaden der Hühner oder das Wühlen und Schlammbaden der Schweine wurden insbesondere von Columella wahrgenommen und in den Anleitungen zur Haltung berücksichtigt. Bei der Tiernutzung stand indessen das Nutzungsziel im Vordergrund und wurde höher gewertet als das tierische Wohlbefinden. Besonders deutlich ist dies bei der Mast von Hühnern (Vgl. Columella, Plinius, Florentinus).